This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ital 5309.10

Harvard College Library

FROM
THE FUND OF
MRS. HARRIET J. G. DENNY
OF BOSTON

Gift of $5000 from the children of Mrs. Denny, at her request, "for the purchase of books for the public library of the College."

# Durch Sardinien.

# Durch Sardinien.

Bilder von Festland und Insel

von

Alfred Meißner.

II. 6. 70.

SCHLOSSBIBLIOTHEK WAAGNER BIBLIOTHEK

Leipzig,
Fr. Ludw. Herbig.
1859.

Ital 5309.10

Druck von E. E. Elbert in Leipzig.

# Erstes Kapitel.

Ankunft in Graubündten. — Werth eines Philisters. — Geßlersagen. — Ein Alpenübergang bei Thauwetter. — Ankunft in Bellinzona.

In der ersten Dämmerung eines trüben und nebligen Apriltages langte ich in der Hauptstadt Graubündtens, dem uralten Sitz feudaler Bischöfe, an. Ich war verdrießlich, unausgeschlafen und von mehrtägiger Fahrt müde gerüttelt. Ich hatte nur eine Nacht in Koburg geruht, war dann über Lichtenfels und Augsburg nach Lindau, dem schwäbischen Venedig, gedampft, bei dem schönsten Wetter über den See nach Rorschach gefahren und hatte nun die dritte Reisenacht im Eilwagen zugebracht. Die Raststeit in Chur währte nur eine halbe Stunde, da sich die Post nach Bellinzona sofort anschließt. Der Gedanke, noch siebzehn Fahrstunden überstehen zu müssen, war nicht erheiternd und selbst die Erwartung eines schönen Tages und der bevorstehende Anblick mächtiger Naturwunder vermochten mich nicht aus einer apathischen Stimmung heraus-

zubringen. Dieſen Zauber zu üben, war erſt einem guten Dresdner vorbehalten, mit dem ich beim Frühſtück ins Geſpräch gekommen war. Bis dahin war er mir nur durch ein überaus geſetztes Benehmen, eine faſt übermenſchliche Behaglichkeit und eine ellenlange Pfeife aufgefallen, die er mit dem Regenſchirm zuſammengebunden neben ſich hatte. Der Mann ſtand in den Jahren, in welchen der Philiſter ſeine Reife und Vollkommenheit zu erreichen pflegt: am Rande der Dreißig. Er war ſo harmlos, daß Alles, was er ſagte, drollig wirkte. Ich thaute auf und erkannte, was zuweilen ein Philiſter werth iſt. Er hatte daſſelbe Ziel wie ich, er ging nach Bellinzona.

Wir waren an dem Orte Reichenau vorübergekommen und hatten den noch kleinen, über ein mäßiges Gerölle dahinrauſchenden Hinterrhein auf einer gedeckten Brücke paſſirt. Von hier beginnt die ſehr merkliche Steigung die ungeheuere Gebirgswildniß hinan, die ja der ganze Kanton Graubündten eigentlich iſt. Wir ſtiegen ſtundenlang, ohne auch nur ein paar Morgen bebauten Bodens zu Geſichte zu bekommen. Der Charakter des Landes war ununterbrochen pittoresk, die Bergketten bildeten bei jeder neuen Wendung ein ſchönes neues Thal mit immer wechſelnden Linien. Der Rhein,

auf seiner Reise in den Bodensee, rauscht fort und fort unweit der Caussee dem Reisenden entgegen.

Von Tusis — der Name ist offenbar Tuszia, die Tuskaner Kolonie — von Tusis, wo wir neue Pferde bekamen, wird die Steigung immer steiler, ja außerordentlich stark. Auf einer mindestens fünfhundert Fuß hohen Berghöhe, die steil wie eine Wand herabschießt, erschien Rualt, die Ruine einer sonst mächtigen Burg. „Solcher Schlösser," begann der Kondukteur zu erzählen, „gibt es in diesem Thale an die Zwanzig. Jetzt liegen sie unter dem Schnee, und selbst im Sommer sind sie nur in der Nähe kenntlich, weil sie gleichfarbig mit dem Felsen und von Moos überzogen sind. Hier hausten die Vögte des Bischofs von Chur und peinigten die Graubündtner eben so, wie Geßler hundert Jahre zuvor das Volk von Unterwalden. Einmal trieb der Ritter von Fordun seine Pferde auf die junge Saat. Der Bauer, Johann Choldar hieß er, erschlug die Thiere. Dafür ließ ihn der Vogt in ein Verließ sperren, aus dem er nur durch schweres Lösegeld frei wurde. Bald darauf kommt der Ritter beim Durchritt in die Hütte einer armen Familie. Uebermüthig tritt er herein, und um den Leuten seine Verachtung kund

zu thun, spukt er ihnen in die Suppe. Zufällig ist Johann Choldar dabei. Er sieht den Schimpf, faßt den Barbaren an der Gurgel, schleppt ihn zum Tisch und drückt ihm den Kopf in den dampfenden Napf hinab: „Da friß die Suppe, die du dir selbst gewürzt!“ ruft er; seine That wird die Losung einer allgemeinen Erhebung, das Landvolk stürmt die Burgen und legt sie in Asche. Seitdem ist Graubündten frei.“

Der Kondukteur sprang ab und lud auch uns ein, auszusteigen. Wir thaten es sogleich; das großartigste Schauspiel wilder Schönheit stand vor unseren Augen. Die zwei furchtbaren Bergketten waren einander hier so nahe gerückt, daß man von der einen Seite auf die andere einen Stein hätte werfen können. Dieser Paß heißt: das Trou perdu und bildet den Anfang der berühmten Via Mala, die der verwegene Unternehmungsgeist der Menschen mit so unendlichen Kosten und Anstrengungen hoch an den schwindelnden Abhängen hingeführt hat. Die Chaussee ist so eng, daß zwei Wagen einander nur mit Mühe ausweichen können. Auf der einen Seite ist sie von Gebirgsmauern, auf der anderen Seite von unendlichen Abgründen begrenzt. In der zerrissenen, wildzerstörten, klüftevollen, mit Blöcken besäeten, gespenstigen, oft ganz

verhüllten Tiefe braust der Rhein. Man nimmt deutlich wahr, wie sich dieses eigentlich kleine Bergwasser tiefer und immer tiefer hineingefressen hat, so zwar, daß es nach Jahrhunderten noch viele Klafter tiefer laufen wird, wie es vor einem gleichen Zeitraume höher gegangen sein muß. Die jenseitige himmelhohe Bergwand des Abgrundes drückt die ganze Vorstellungskraft zu Boden und mischt zu dem erhabenen Eindruck einen beängstigenden Ton. Jahrhunderte alte Tannen ragen hie und da an den Felsvorsprüngen empor, und zeigen dem Beschauer das Maß der unendlichen Tiefe; kleine Wildbäche stürzen sich von der Höhe herab und werden auf dem ersten Dritttheil ihres Sturzes zu Staub und Dampf. Das Licht des Tages dauert nur kurz in diesen Gründen, von den Steinwänden, in welchen die Straße gehauen, träuft es nieder, der Donner des beängstigten Stromes durchzittert die Luft. Der Gedanke, daß der schwer beladene Wagen durch ein Ungefähr hinabgleiten könnte, schraubt die Seele unwillkührlich höher empor und erzeugt eine Gemüthsspannung, die man, da diese Furcht nur eine Fiktion ist, mit dem ästhetischen Schauer vergleichen kann, den die Katastrophen der Tragödien hervorbringen.

Inzwischen ist man immer höher gestiegen und

hat die Via Mala selbst erreicht. Die Scenerie derselben trägt denselben Charakter wie das Trou perdu, nur daß die Chaussee noch höher läuft, die jenseitige Felswand noch kühner emporstrebt, der Abgrund, in dessen Spalten der Rhein oft ganz verschwindet, noch tiefer, nächtlicher, schwindelerregender ist. Das Schauspiel versetzt den Beschauer in eine Aufregung, die einen pathetischen Grundton hat. Man ist im Geiste wie in einen Kampf auf Tod und Leben mit den Elementen versetzt. Eine Brücke, deren Wölbung von einem Schwindelrande zum anderen springt, erscheint für den ersten Anblick wie eine Frevelthat der Menschen, die die Rache der unheimlichen Berggeister herausfordern sollte.

Hat man die Via Mala verlassen, so geht es immer den Rhein entlang, an mäßigen Abgründen, aber in starker Steigung, bis in das Dorf Splügen. Da lag noch Alles mit Schnee bedeckt, wie im tiefsten Winter. Es war den brennenden Sonnenstrahlen noch nicht gelungen, auch nur stellenweise die weiße Decke wegzuräumen. Das Sonnenlicht blendete furchtbar. Von hier ab war der Wagen unbrauchbar und nur der Schlitten konnte weiter helfen.

Während der kurzen Mittagsrast galt es, sich

für eine Schlittenpartie zu rüsten, von deren gefährlicher Natur Keiner von uns sich eine Ahnung machte. Das Wetter war sehr schön und von der Kälte nichts zu fürchten, nur die Augen bedurften eines Schutzes gegen das stechend weiße Licht, das die Sonne auf den Schneemassen reflektirte. Wir kauften uns viergläsrige grüne Brillen; auch der Kondukteur und die Postillone trugen solche, ja sogar die Eingeborenen des Ortes. Es ist eine Vorsicht, deren Verabsäumung je nach der Disposition der Individuen, zu gefährlichen Augenentzündungen, ja zu temporärer Blindheit führen kann, denn die endlos glitzernden Schneeweiten, die von keinem andern Farbenton durchbrochen werden, die weißfunkelnden, krystallhellen, ein wahres Spiegellicht reflektirenden Bergzinken, sind eine mörderische Qual für die Pupille des Menschen, die geschaffen ward, eine farbige Welt zu sehen. Nur des Schneeadlers Auge verträgt solche Weiße.

Es mochte ein Uhr sein, als wir zum Uebergang des Bernardin aufbrachen. Man darf sich unter diesem Namen keinen bloßen Berg vorstellen, sondern eine Wildniß, ein Land von Bergen, ein ganzes Gedränge von Bergkuppen. Der Bernardin ist mit dem St. Gotthardt und dem Luckmanier eine der drei mächtigen Scheidewände, welche die

südöstliche Schweiz von Italien trennen. Wir fanden vor dem Hotel zwei niedrige Schlitten, sonst für zwei Personen berechnet, aber die besondere Schwierigkeit der Passage erlaubte heute nur eine Person darin zu placiren. Ein kräftiges Pferd, dem ein grüner Florfetzen vor die Augen gebunden war, stand zwischen der Gabel, die aus zwei rohen Stämmen bestand, der Führer saß hinten und hatte die langen Zügel um die Lehne des Rücksitzes geschlungen.

Alle Bewohner des Dorfes, heute am Sonntag unbeschäftigt, umstanden das Gefährte, das bald durch die kleine, elende Hüttenreihe des Dorfes in eine schneeglänzende Hochebene hinausflog. Der Passagier saß links, der Kutscher rechts. Als ich nach dem Warum fragte, erhielt ich die kurze Antwort: „Des Umwerfens wegen!“

Gegen zwei Uhr langten wir am Ende des Thales an und ich konnte mir schlechterdings nicht denken, wo der unsichtbare Paß gehen möge, der uns durch den Halbkreis ungeheurer Schneeberge, die dicht vor uns standen, hinausführe. Ich fragte; da zeigte mir der Postillon einen der Schneeberge. Bei scharfer Betrachtung sah ich, wie sich da ein Pfad in Zickzackform an den furchtbaren Abhängen hinaufzog. Ein Tele-

graphendraht läuft denselben Weg; er folgt nicht der Chaussee, sondern geht weit jäher hinauf. Auch der Schlitten macht nur die ersten Zickzacks der Chaussee mit, dann verläßt er diese und geht neben der Telegraphenleitung die Höhe hinan. So furchtbar ist die Steigung, so abrupt sind die Kehren, daß man es zuerst für unmöglich hält, daß ein Pferd da hinauf könne; aber die Ausdauer, die Kraft, der Gehorsam, man kann sagen der Aufopferungsmuth dieser Thiere ist ohne Grenzen. Jedoch nicht blos in der Abschüssigkeit des fast immer nur ellenbreiten Pfades liegt die Gefahr, in der Höhe, an den Berghäuptern hängen die Lawinen. Es war jetzt eben ihre Zeit. Der Postillon zeigte mir zwei, die im Laufe des Vormittags gefallen. Vor einem Jahre begrub eine Lawine an der Stelle der zweiten Kehre drei Reisende, von denen nur Einer gerettet wurde.

Wenn man in die Mitte des Berges kommt und sieht, daß es doch vorwärts geht, so wächst das Vertrauen und die anfängliche Unruhe sinkt fast bis zur Sorglosigkeit herab. Nach zwei Stunden hatten wir zwei und dreißig Kehren zurückgelegt; die Pferde, die gar häufig einsanken und eigentlich keinen einzigen festen Tritt hatten, mußten eine noch jähere Höhe hinauf. Es war nur

die von unten sichtbare Spitze erstiegen und neue Zinken waren vor uns hingezaubert.

Endlich ist die Höhe des Bernardin erreicht. Ueberraschend findet sich ein Wirthshaus da oben, ein Rettungshaus für die Post, wenn sie nicht weiter kann und zugleich eine Herberge für die Schneearbeiter. Diese erhalten für ihre mühe- und gefahrvolle Schaufelarbeit täglich drei Franks. Ein Haufe dieser verwilderten, zerlumpten, grünbebrillten Gesellen umstand die Thüre der Schenke. Ihre Gesichter waren durch das auf den Schnee reflektirte Licht ganz schwarz geworden, sie sahen in diesem Sibirien wie Neger aus. Man hörte sie deutsch, romanisch, italienisch durcheinander reden. Postillone und Kondukteur leerten ein Glas Branntwein. Auch wir waren herabgesprungen und sprachen seit Splügen das erste Wort zusammen.

Ich fand die Tour für eine Vergnügungsfahrt allerdings derb, aber meine Stimmung war eine humoristische. Der gute Dresdner hingegen fühlte sich wie ein Deliquent, der zur Richtstätte geht. Bei dem guten Essen in Splügen hatte er sich in seine liebste Stimmung, in die Behaglichkeit hineingebracht und seine lange Pfeife angezündet. „Nun, die habe ich bald ausgehen lassen," sagte er; „doch Gott sei Dank, daß wir oben sind und Alles vor-

über ist! Ich habe so manche Reise in den wildesten Gegenden des Voigtlandes zur Winterszeit gemacht, das aber — nein, das geht über den Nachtwächter!"

Ein See, Lago Moesa genannt, aus dem der Fluß gleiches Namens entspringt, liegt auf der Höhe des Bernardin, zweitausend Fuß über dem Dorfe Splügen, siebentausend Fuß über der Meeresfläche. Dieser See war jetzt nicht zu sehen, er war in dem weiten Schneefelde unerkennbar, wie auch der Fluß.

Die Reise ging weiter. Auch ich glaubte mit der Hinauffahrt das Niveau der Gefahren erreicht zu haben, doch als sich plötzlich die erste furchtbare Tiefe, die es nun hinabging, aufthat und sich stundenweit vor uns nichts als Bergkuppen, Abgründe, Felsspalten zeigten und die Pferde vor uns so stark einzusinken begannen, daß es sie eine wahre Anstrengung kostete, herauszukommen, und sich dieser Vorfall in Kurzem bei fast jedem vierten und fünften Schritt wiederholte, da begann ich eine Vorstellung von den Schwierigkeiten des Hinabkommens zu gewinnen und gedachte des guten Sachsen, der hinter mir fuhr und in seiner Ansicht, daß Alles vorüber, so arg getäuscht werden sollte. Die Hitze der letzten Tage hatte auf diesem Abhange, den die

italienische Luft anweht, den Schnee erweicht und ellentiefe Löcher hatten die Hufe der Pferde darin zurückgelassen. Der Weg war nur wenige Zoll über zwei Fuß breit. Es ging so erschreckend jäh hinunter, stets an Abgründen, in so verwegenen Windungen und dabei so schnell, daß man keiner übertriebenen Aengstlichkeit beschuldigt werden kann, wenn man anfänglich davor zurückschaudert. Der Führer sprach unaufhörlich mit seinem Pferde. „Dummer Hund! merk' auf die Löcher! Schau wo du hintrittst!" und wenn das Pferd oft schwer einsank und beim mühseligen Emporarbeiten keuchte und Röchellaute ausstieß, rief er: „Ei was! so viel Gebrumm und doch keine Musik! Mach, daß wir fortkommen und paß auf!"

Es war wirklich beunruhigend anzusehen, wie oft auf der jähsten Biegung das Pferd zusammenstürzte und, trotz aller Anstrengungen, in dem trügerischen Boden keinen Halt finden konnte. Der Schlitten hing am Abgrunde, aus dessen Schneedecke hie und da ein Büschel Tannensprossen, klein wie das Weihnachtsbäumchen für ein Bettlerkind, hervorsah — und doch war es der Wipfel einer vielleicht hundert und fünfzig Fuß hohen Tanne, die im Schnee begraben lag.

Zehn, fünfzehn, zwanzig Ellen unter dem schräg

aufgethürmten Schnee blickten die Wegsteine der Chaussee hervor; man kann sich somit einen Begriff von der Schneebahn machen, auf welcher unsere Schlitten fortrumpelten, und zwar in einem so jähen Laufe, daß man es zuerst nicht begriff, wie ein Mensch ihn wagen könne. Das Pferd tanzt, die Füße eng bei einander, der Schlitten folgt den verwegensten Kehren.

Plötzlich stieß der Führer einen gellenden Pfiff aus — ich fragte, was das bedeute. Unten aus der Tiefe, nur für sein Falkenauge erkennbar, sah der Postillon einen ganzen Zug einspänniger Schlitten heraufkommen. Sie gehörten alle italienischen Fuhrleuten. Endlich treffen wir mit ihnen zusammen, ich bin aufs Höchste gespannt, wie man ausweichen werde. Doch diese Schlitten, zufällig ohne Ladung, hatten uns bereits Platz gemacht, indem sie, unsere Ankunft vorhersehend, sich aus dem Wege stellten. Wir kamen immer tiefer, beim Umsehen sahen wir, von welchen schwindelnden Höhen wir herabgekommen, und doch war voraussichtlich nicht zu erwarten, daß wir so bald aus dieser Gebirgsregion in's Thal hinabkämen. Wir fuhren schon fünf Stunden. Aber je tiefer wir kamen, desto wegloser wurde die Bahn und so aufgethaut der Schnee, daß die Pferde einbrachen und

oft nur durch fortgesetzte Sprungbewegungen und Abschnallungen heraus gebracht werden konnten.

Plötzlich brausten wir hart an einer Felswand durch eine gemauerte und überdachte Gallerie, welche zum Zwecke gebaut ist, um die Straße vor den Lawinenstürzen des überhängenden Berges zu schützen. Kleine Hügel von hereingewirbeltem Schnee lagen zu beiden Seiten. Das ganze Innere schmückte eine tiefherabhängende, in allen Farben des Regenbogens spielende Eiszapfengarnitur.

Eine Strecke weiter entdeckte der Postillon einen zweiten Schlittenzug. Als wir zusammentrafen, befanden wir uns wie auf einem Schneedamme und es kam mir vor, als ob uns der Zufall gerade die schmalste und gefährlichste Stelle zum Ausweichen angewiesen haben. Obwohl die Post den Vorrang hat, war es doch an uns, Platz zu machen. Hier entschied nicht mehr das Staatsprivilegium, sondern die Möglichkeit und Nothwendigkeit. Es war nämlich leichter, daß zwei Schlitten, wie die unsrigen, durch den tiefen Schnee hindurchkämen, als die Fuhrmannsschlitten, die beladen waren und eine Reihe von fünfzehn bis zwanzig Stück bildeten. Mein Schlitten war der erste. Der Kutscher faßte das Pferd am Zügel und zog es in den Schnee. Das Pferd sank mit den Vorderfüßen ein, sprang

dann aber mit aller Gewalt zurück, so daß es seinen Führer, der zur Hälfte im Schnee steckte, zurückriß, und sträubte sich so furchtbar, als ob es seinem Tode entgegen ginge. Ich benutzte den Augenblick, um vom Schlitten zu springen, weil ich ihn erleichtern und nicht umgeworfen werden wollte. Endlich gelang es dem Kutscher, das Pferd, das aus dem Schlitten gespannt worden war, einige Schritte weit in den Schnee hineinzuführen, hier aber versank es fast so tief, wie wenn es im Wasser schwämme.

Zwei jedes Gespanns ledige Pferde folgten unseren Schritten, sie sahen kaum dies Versinken ihres Kameraden, als sie schnaubend durchbrachen und ihren Weg durch die Schlitten der Fuhrleute hindurch nehmen wollten. Diese wehrten sie ab: fluchend, drohend, tobend. Nun waren für mich noch etwa zwanzig Schritte zu thun, um an der Schlittenreihe vorüberzukommen, deren Kutscher still hielten und deren Pferde mit Schrecken und Bruderinstinkt dem Kampf ihres Kameraden zusahen. Das Schauspiel wirkte so auf sie, daß sie sich plötzlich alle mit den Vorderfüßen auf den Schlitten oder die Waarenballen vor ihnen aufstellten, was ihnen das Aussehen von Giraffen gab. Mühselig brachte mein Kutscher sein Pferd bis in die

Mitte des zurückzulegenden Wegs. Es arbeitete so furchtbar auf dem tückischen Grunde, daß es einen Augenblick lang fast zu versinken drohte. Da sprang es plötzlich in Verzweiflung empor und fing, da ihm das Auftreten so schlimm bekam, im durchweichten Schnee gewissermaßen zu schwimmen an. Bei diesen Bewegungen sah es wirklich wie ein Frosch im Sumpfe aus. Es stöhnte und zitterte am ganzen Leibe. So kam es fast an den Schlitten vorbei, als es wieder einsank und zwar so tief, daß es herausgeschaufelt werden mußte. Als es frei war, stand es eine Weile zitternd da. Man fand, daß es zwei Eisen verloren hatte. Inzwischen passirte der zweite Schlitten, auf dem der Sachse saß. Unter ganz ähnlichen Kämpfen watete sein Pferd hinein. Der Sachse blieb auf dem Schlitten, der alle Augenblicke umzustürzen drohte, in einer todtenstillen Konsternation, wie ergeben in einen höheren Willen. Meinen Rath auszusteigen, hörte er gar nicht. Ohne ein Wort über den entsetzlichen Kulminationspunkt unserer Schlittenpartie wechseln zu können, fuhren wir weiter.

Die Oede der Schneewildniß war entsetzlich. Hie und da lagen Ballen von Waaren und leere Schlitten, von Fuhrleuten zurückgelassen, seitwärts vom Wege. In immer noch furchtbaren Krümmungen

ging's nach San Bernardino hinunter. Um halb sieben Uhr kamen wir dort an.

San Bernardino ist ein kleiner Badeort mit einer heißen Quelle, die höher als alle anderen bekannten Wasser der Alpen liegt. Drei Hotels dienen zur Unterbringung der Kurgäste. Während die Pferde ausgespannt wurden, labten wir uns an einer Tasse Kaffee. Es erwarteten uns weitere zwei Stunden, in welchen es durch den Schnee gehen sollte, bis ungefähr gegen den Ort Misoeco hin.

„Nicht wahr," sagte ich zu dem guten Dresdner, „diese Aufregung übertrifft die von heute Morgen auf der Via Mala auf entsetzliche Weise! Es ist eine gräßliche Belustigung?"

Kleinlaut und muthlos wie ein aus dem Wasser Gezogener und doch voll Scham, seine von Angst verstörte Einbildung zu lüften, sagte er: „Es ist doch eine große Ungeschicklichkeit, eine solche Straße anzulegen. Aber jetzt ist doch Alles vorüber?"

„Ich glaube selbst," sprach ich. „Aber beruhigen Sie sich. Wenn man es übersteht, bleibt es eine brillante Erinnerung!"

„Ja, ja! Eine sehr brillante Erinnerung," erwiderte er zu dieser Zustimmung, wie bei den Haaren herbeigezogen. „Die Via Mala ist auch sehr schön, großartig, aber was hat man von dieser

ſchrecklichen Tour durch den Schnee? Ich werde höchſtens eine Zeitlang daran denken, daß ich meine ſchöne Pfeife irgendwo da oben verloren. Offen geſagt, auch die Via Mala, die wohl recht großartig iſt, hat doch nichts Liebliches! Da haben wir in der ſächſiſchen Schweiz Partieen, die auch großartig ſind und doch immer angenehm und gefällig bleiben. Hier iſt Alles zu maſſenhaft, viel zu maſſenhaft!"

Ich hörte dieſe Herabſetzung der Schweiz, ein Lächeln unterdrückend, ruhig an; ich merkte, daß mein Landsmann nur durch die Gefahren zu dieſen Ungerechtigkeiten verleitet wurde, gleichwie es im menſchlichen Gefühl iſt, einem Rivalen, ſo lange er uns im Wege ſteht, die ſchlechteſten Eigenſchaften anzudichten.

Nach einer Weile fuhren wir weiter. Die jäh abſchüſſigen Wege hörten noch immer nicht auf. Wir trafen wohl noch drei- bis viermal mit Fuhrleuten zuſammen, denen ausgewichen werden mußte. Man wurde aber endlich durch die ewige Spannung ſo blaſirt, daß man wie eine Maſchine folgte und ſich ſelbſt als einen Waarenballen zu betrachten anfing. Nach zwei Stunden kamen wir vor Miſocco an, wo der leere Poſtwagen einſam in der Einöde ſtand. Unſer Gepäck wurde aufgeladen, die Pferde vorgeſpannt und jetzt ging es vierſpännig den Berg

hinunter. Ich konnte nicht umhin, die tolle Raschheit der Fahrt zu bewundern und der Geschicklichkeit des Kutschers, wie der Kraft der Pferde mein Lob zu zollen. Wir befanden uns nach vierstündiger Fahrt, vom Rettungshaus aus gezählt, in einem Thale, das wenig höher als Chur liegt. Bedenkt man nun, daß San Bernardino 2600 Fuß tiefer als das Rettungshaus, Misocco 2700 Fuß tiefer als San Bernardino liegt, so kann man sich eine Idee von der Schnelligkeit bilden, mit der wir herabgerutscht waren. Wir kamen in Misocco gegen acht Uhr an. Dieses Dorf wie das Thal, das ich leider nur in der Dämmerung sah, scheint zu dem Interessantesten in dieser Art zu gehören. Angenehm empfand man den Gegensatz, aus der leblosen, bleichen Schneewelt in eine Region bunter Felsen, grüner Bäume und jungen, mit zahllosen weißen Blumen bedeckten Rasen hinüberzuspringen.

Vor Mitternacht waren wir in Bellinzona, einer der drei Hauptstädte des Kantons Tessin, und somit in Italien.

---

## Zweites Kapitel.

Im Castell von Bellinzona. — Sträflinge. — Magadio. — Ein Maschinist. — Fahrt über den See.

Auf der Mauer des Castello Grande von Bellinzona sitzend, blickte ich nach langer Zeit wieder in italienisches Land. Vor mir lag die Val levantica einerseits, in welcher die Gotthardtsstraße mit der über den Bernardin zusammentrifft, andererseits die weite Ebene des Ticin gegen den Lago Maggiore hin. Berge von den imposantesten Formen, alle üppig bewaldet, verschränken sich zum herrlichsten Hintergrund; lang hinlaufende, jetzt verfallene Zinnen dreier feudalen Burgen von den großartigsten Dimensionen überragen die Stadt, die noch immer aussieht, als wäre sie ein Schlüssel Italiens und beherrsche die Pässe, wie dies vor Zeiten der Fall war.

Von den drei Kastellen gehörte das untere, Castello Grande genannt, dem Canton Uri, das etwas höher liegende Castello di Mezzo, Schwyz,

das höchste, jenseits der Schlacht gelegene, Unterwalden an. Sie kamen durch Ueberfall und Sturm in Besitz des Herzogs Philipp Maria Visconti, Herzogs von Mailand, und diese Besitznahme führte bei Arbedo, unfern im Thale, am Zusammenfluß der Moesa und des Ticin zu jener Schlacht, in welcher die schweitzerischen Haufen eine furchtbare Niederlage durch die Mailänder Generale della Pergola und Carmagnola erlitten. Zweimal, durch Ströme von Blut, wurden diese Schlösser von den Schweitzern mit „Hilfe Gottes und ihrer guten Hellebarden" dem Feinde wieder abgenommen, das erste Mal dem Herzog von Mailand, das zweite Mal den Franzosen unter Ludwig XII.; sodann blieben sie volle zwei Jahrhunderte lang ununterbrochen im Besitz der Eidgenossen, die von ihnen herab eben so unumschränkt herrschten, wie ihre Vorgänger.

Die Aprilsonne brannte heiß, wie im Juni. Auf den Steinen des Gemäuers lagen die Eidechsen unbeweglich, ihrem Raube auflauernd, und verschwanden, wenn sie ihn hatten, blitzschnell in den Rissen. Bienen summten über den wilden Blumen, der Scabiosa und dem Thymian; im Garten des Gefängnißwärters blühten die Mandelbäume. Langsam, auf Flügeln von prachtvoll roth und blauge-

streiftem Sammt kreiste ein Schmetterling. Eine Magnolia, auf einer Terrasse unten, hatte ihre großen, rosenrothen, prunkvollen Kelche geöffnet. Der Frühling erschien wie ein Wunder, wie eine Phantesmagorie nach allen Schneeschauerscenen des Alpenübergangs.

Lange saß ich dort und sah hinab. Im Hofe daneben hauste eine ganze Bevölkerung von Sträflingen in Eisen — alle Uebelthäter und Mörder des Cantons Tessin. Sie waren halb blau, halb gelb gekleidet. Einige bürsteten auf's Gemächlichste Decken und Matrazzen, andere sonnten sich auf dem Rasen, noch andere saßen lungernd auf der Mauer, pfeifend oder singend und mit dem Fuße, an welchem die Kette mitklirrte, den Takt schlagend.

Also so völlig vergißt man die Kette, daß man mit ihr Musik macht! Welche zweifelhafte Strafe für einen Verbrecher, ihn unter einem so schönen Himmel lungern zu lassen! Gestern hatte ich ehrliche und unbescholtene Leute gesehen, wie sie auf dem Bernardin unter todtdrohenden Lawinen den Schnee wegschaufelten und ihr Leben für ein Paar Francs mindestens zwölf Stunden im Tag auf's Spiel setzten! Die Civilisation leistet viel. Für ein paar Francs bringt sie den Reisenden über ein furchtbares Gebirge, schafft ihm Schlitten,

Pferde, Schneeschaufler, Kutscher, baut ihm auf der höchsten Höhe ein Rettungshaus hin — aber eine annähernde Ausgleichung der Menschenloose zu Wege zu bringen, ist ihr noch nicht gelungen. Die Gesellschaft hat nur ein unvollkommnes Maaß zum Strafen; zum Lohnen gar keines. Sie kann eine menschliche Existenz, welche sich an ihr vergangen, falls sie durch den Zufall der Geburt nicht gar zu hoch oben wurzelt, umhauen wie einen Baum, der ihr im Wege steht; von Freveln abhalten, strafen kann sie nicht. Strafen sollte heißen: ein gleiches Maaß von Schmerz, wie er es über Andere verhängt, dem Schuldigen zu leeren geben, damit er fühle, wie Verletzung thut und dadurch ein Anderer werde. Das kann die Gesellschaft nicht, oder nur höchst mangelhaft. An's Bessern denkt sie kaum.

Ich blieb einen ganzen Tag im romantischen Bellinzona. Es war nicht die Ermüdung, die mich ausruhen hieß. Ich erstieg eine Veste nach der anderen und blickte des Abends von der höchst gelegenen durch die zertrümmerten Fenster auf den sich weitaus öffnenden Kessel des Lago Maggiore. Schlangen und Eidechsen bilden die Garnison dieser einst so furchtbaren Festungsmauern; unter einem halb zertrümmerten Bogen wohnt, gleich

dem Marder oder dem Käutzchen, ein Bettler. Unsere Zeit, obgleich noch Tausende im Kriege fallen, ist doch eine Friedenszeit, mit jener verglichen, die diese Wälle, Thürme, und Pulverkammern erbaute. Die Tage der stahlgeschienten Grafen und Barone, in welchen die Hütten unten ein Raub des ersten besten Reiters werden konnten, sind für immer vorbei. Und doch — wird nicht vielleicht nach fünfhundert Jahren unsere Zeit für ebenso barbarisch gelten, als uns jetzt die gleich weit entlegene gilt?

Die Nacht war schon lange angebrochen, als ich wieder nach Bellinzona zurückkehrte. Die schwarze, winkliche, düstere Stadt war noch voll Bewegung. Junge Bursche flanirten durch die Gassen, bald laut plaudernd und lachend, bald im Chor singend. Hie und da stand noch eine alte Frau unter der Thüre, die schnurrende Spindel in der Hand; große, schwarze Mädchenaugen fixirten den Reisenden. Die Cafee's standen beinahe leer. Die Schönheit der italienischen Nächte erklärt es, warum die Italiener keine so fleißigen und ausdauernden Wirthshausbesucher werden, wie die Nordländer. Alles schien durch die herrliche Nacht herausgelockt. Auf dem Marktplatz, unter dem Brunnen mit dem steinernen Rittersmann, den das Mondlicht beglänzte,

lag eine Gruppe von Facchins und ſpielte ihr lärmendes Moraſpiel.

Am andern Morgen verließ ich den Ort und fuhr nach Magadino. Dieſes Städtchen liegt an der Spitze des Lago Maggiore. Der Dampfer wartete bereits. Bald führten mich ſeine rauſchenden Schaufelräder in den See hinein und einer glänzenden Welt von immer wechſelnden Bildern entgegen.

Der See war flüſſiger Azur; herrliche, grüne Berge thürmten ſich rechts und links terraſſenförmig empor. Rechts in einer kleinen, blauen Bucht, am Eingang von vier zuſammenlaufenden Thälern, erſchien Locarno, eine der drei Städte, die der Regierung des Cantons Teſſin als periodiſche Reſidenz dient, und ſpiegelte ſeine weißen, rebenumkränzten Häuſer, ſeine Kapellen, Thürmchen und Orangenhaine im See. Bald darauf folgt Briſſago, ein reizender Punkt, mit Villen, Cypreſſenalleen und Terraſſen, auf denen die Myrthe und der Granatbaum im Freien blüht. Hier endet das Schweitzer Seegebiet, von nun an gehört das öſtliche Ufer Oeſterreich, das weſtliche Piemont. Ein ſardiniſcher Gensdarme tauchte ſogleich aus der Tiefe des Schiffraums empor, und forderte die Päſſe.

Unſer Schiff hatte, wie ſich das faſt von ſelbſt verſteht, einige engliſche Touriſten in grauen Lein-

wandkitteln und einige Ladies mit blauen Brillen an Bord. Aber diese feine Gesellschaft auf dem ersten Platze interessirte mich wenig, ich mischte mich bald in die mehr charakteristische Welt des zweiten Platzes. Im Grenzorte waren mehrere sardinische Soldaten sammt ihrem Unterofficier eingestiegen, kräftige, tüchtig und degagirt aussehende Leute, von denen zweie, zum Zeichen, daß sie in der Krim gewesen, die silberne Victoriamedaille trugen. Das sardinische Militär gleicht in Uniformirung und Haltung ganz ungemein dem französischen. Farbe und Schnitt des Rocks, Form des Kepi's ist dieselbe, aber statt der abgeschmackt bauschigen, todtschlächterisch rothen Hose, treffen wir hier ein bescheidenes graues Beinkleid. Auch die Haltung und Art des sardinischen Militärs scheint mir solider als die der Franzosen, sie hat nicht das hahnartig Gespreitzte, affektirt Raufboldartige. Lange Schnurrbärte und lange Zwickelbärte giebt es hier wie dort.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu diesen piemontesischen Soldaten, die so vorschriftsmäßig proper und anständig aussahen, bildete ein päbstlicher Soldat, ein Urlauber, der auf der Heimkehr nach Rom begriffen war. Eine unheimlichere, herabgekommenere und abgewirthschaftetere Galgenphy-

fiognomie, in der elendeſten, abgeſchabteſten aller Uniformen, iſt mir nie vorgekommen. Er kam von Locarno, wo er ſich, wie er uns erzählte, von dem Magiſtrat eine kleine Wegzehrung hatte geben laſſen, und bettelte nun bei jedem etwas anſtändig ausſehenden Menſchen. Er ſprach gleich geläufig franzöſiſch, deutſch und italieniſch, und war offenbar ein pfiffiger, aufgeweckter Burſch. Im Walde wäre ich ihm ungern begegnet; jedes Laſter ſtand auf dieſem Geſichte geſchrieben und jedes Verbrechens ſchien er fähig, ſo frech, gehäſſig, wild und unverſchämt blitzten die Augen. Und welche Kleidung! Aus den Schuhen blickten die nackten Zehen hervor, der fadenſcheinige blaue Rock war an zehn Stellen geflickt. Kein Soldat des Sultans in irgend einer entlegenen Feſtung, kann verwahrloſter und ſchäbiger ausſehen, als dieſer Soldat des heiligen Vaters, der an dem Ledergehänge ein Blech trug, das die Tiara mit den Schlüſſeln Petri vorſtellte.

Indeß war der Maſchiniſt des Schiffes an mich herangetreten, und hatte mich auf deutſch angeredet. Er war ein Mecklenburger, ſchon ſeit ſechzehn Jahren in ſardiniſchen Dienſten. „Die meiſten Maſchiniſten auf den Booten ſind Deutſche“ ſagte er mir, als ich meine Verwunderung äußerte, hier

einen Landsmann zu finden. „Ein paar Engländer mögen darunter sein, sonst können Sie auf jedem Schiff, das in und um Italien fährt, einen Deutschen treffen. Die Welschen haben nicht das Zeug dazu.“

„Inwiefern?“ fragte ich.

„Kein Ordnungssinn, lieber Herr, keine Ordnungsliebe, keine Pünktlichkeit und noch Eins: kein Pflichtgefühl. Wie oft würden die Kessel platzen, wenn sie den Welschen anvertraut wären! Wirklich, da wäre es bös zu fahren!“

„Und wie ists in den Fabriken ringsum?“

„Ebenso, lieber Herr! Die Werkführer lauter Deutsche. Wir müssen es ihnen vormachen. Und verteufelt knapp muß man die Kerle halten, daß sie immer in Respekt bleiben! Das muß man, lieber Herr, und dann folgen sie.“

Wir waren an Canero vorbeigekommen. Unfern von uns stieg eine kleine Insel empor, die man nur für eine Felsenklippe hätte halten müssen, wenn nicht Reste eines zertrümmerten Gemäuers darauf, an ein verfallenes Seeschloß erinnert hätten.

„Auf dieser Insel, — sie ist, wie alle Inseln dieses Sees, ein Eigenthum der Grafen Borromeo — haben vor Zeiten vier Räuberbrüder gehaust,“ begann der Mecklenburger wieder. „Das

war eine böse Wirthschaft, kein Fahrzeug war vor den Piraten sicher. Als die vier Brüder endlich gefangen und erschossen wurden, blieb die Insel lange öde. Da quartirte sich ein verrückter Engländer dort ein und lebte wie ein zweiter Robinson. Im Jahre 1848 hat der Garibaldi mit seiner Freischar sein Hauptquartier dort aufgeschlagen."

„Sie haben ihn wohl kennen gelernt, da Sie täglich vorüber kamen?" fragte ich.

„Ob ich ihn kennen gelernt habe!" sagte der Maschinist. „Wollte, ich hätte ihn nicht so gut kennen gelernt! Ich bin ja sein Gefangener gewesen."

„Wie so?"

„In Misocco stieg er mit seinen Verschworenen aufs Schiff, wir glaubten es seien Passagiere. Plötzlich, als wir eine Strecke in den See hineingefahren sind, zieht der Trupp Pistolen und Säbel hervor und verlangt die Uebergabe des Schiffes, als Eigenthum der künftigen italienischen Republik. Wir mußten uns auf Gnade und Ungnade ergeben."

Der Maschinist wurde abgerufen, ich konnte nicht weiter fragen. Eine Strecke weiter legten wir vor Laveno, einem kleinen Städtchen auf der östlichen Seeseite an, das sich zur Hälfte hinter einem Berge versteckt. Es gehört Oestreich und ist der Stationsplatz der kaiserlichen Flottille. Zwei

ſtark befeſtigte Anhöhen beſchützen ſie; der Feind müßte erſt ein grimmiges Kreuzfeuer zum Schweigen bringen, um der Flotte an den Leib zu rücken.

Laveno gerade gegenüber, auf der andern, von der Natur noch reicher geſchmückten Seite, liegt Intra, eine Stadt von etwa achttauſend Einwohnern, freundlich am See ausgebreitet. Sie beſitzt einen ſchönen Molo, mit einem kleinen Leuchtthurm und einen Hafen. Im Hintergrunde ſteigen Berge höher und höher empor, kleine Dörfer und Thurmſpitzen ragen aus dem Grün der Laubmaſſen heraus. Noch von ungeheurer Höhe, die nicht mehr bewaldet iſt, ſchimmern Dörfer herunter, und hie und da eine Häuſergruppe, als letzter Poſten, wo noch Menſchen wohnen können. Von da an erheben ſich die Gebirge kahl, zackig, kegelförmig, von Schneemänteln bedeckt, zum Himmel.

# Drittes Kapitel.

Intra am Lago Maggiore. — Traum- und Wanderleben. — Ein italienischer Provinztheater. — Von musikalischen Leiden und Freuden.

Ich hatte mir Intra zum Orte meiner Villegiatur gewählt, denn es schien alle Annehmlichkeiten des Landlebens zu bieten, und mir doch einige Vortheile der Stadt übrig zu lassen. Der große Zug der Fremden bewegt sich eine Stunde weiter nach Baveno und Stresa, zwei kleinen Dörfern, die aber in ihrer Bucht dermaßen durch See und Gebirg abgetrennt sind, daß alle Ausflüge sehr erschwert werden. In Intra lebt man billiger, freier und ebenso schön.

Im Hotel des Leon d'Oro, dem Signor Solano gehörig, fand ich genügende Unterkunft. Das Zimmer war hoch, geräumig, reinlich, das Bett gut. Die beiden Fenster meines Zimmers, mit Balcons versehen, gingen auf den See und den Molo hinaus, der der Landungsplatz der Dampfer, der

Corso der Spaziergänger ist. Es geht auf diesem Molo sehr lebhaft her, denn Intra ist kein unbedeutender Fabriksort nnd hat große Wollspinnereien, Eisenschmelzen und einen beträchtlichen Holzhandel.

Ganze Stunden lang konnte ich auf dem Balcon sitzen und den lichtblauen See, in der Umfriedung seiner mächtigen Berge mit schneebedeckten Spitzen, betrachten. Die schillernden Farben, die langsam vorüber gleitenden Kähne, diese offen, jene wiegenförmig mit weißem Linnen überdacht, wiegten die Seele in liebliches Träumen. Mit pünktlichster Genauigkeit ließ sich das Läuten der Schiffglocke hören und ein paar Sekunden später kam, wie ein Schwan in den Gewässern rauschend, der Dampfer daher. Bald lernt man diese Schiffe: den Lucmagno, San Gottardo, San Carlo und Ticino schon aus der Entfernung erkennen; ihre Ankunft bildet die Uhr des Tages. Man geht hinab und sieht sich die bunte Touristenwelt auf dem Verdeck an, wie sie kommt, ein paar Minuten Halt macht und wieder verschwindet.

Eine Viertelstunde von Intra, den borromäischen Inseln gegenüber, liegt Pallanza, der Hauptort des Kreises, eine Stadt von Villen. Herrliche Gärten liegen dort und blicken hinüber nach dem

schwimmenden Paradies der Isolabella. Alle Nachmittage ging ich nach Pallanza, um im kleinen Café die Zeitungen zu lesen, dann fuhr ich entweder nach den Inseln hinüber oder wanderte weiter, die Chaussee am Ufer entlang, bis in's weite, wilde, rauschende, frische Thal der Tosa. Man wird dieses Wegs nicht müde. Jeder Tag war schön und klar, ein Juwel im Leben.

Unter diesem schönen Himmel hat der Kampf der Jahreszeiten aufgehört, sie sind ausgesöhnt und befehden sich nicht mehr. Im Schneekleid blickt der Winter von den Spitzen der Simplonkette herab, aber unten blüht der Frühling in Orangen, Rosen und Magnolien, schmettert in Nachtigallliedern, küßt und lispelt im Winde. Hinter Intra, auf dem sanft hinansteigenden Gebirge, liegt eine Reihe von Dörfern. Der Weg führt durch Rebengärten und Kastanienhaine, über Brücken und rauschende Kascaden langsam und schattig hinan. Ich konnte stundenlang auf der Mauer vor der kleinen, halb verfallenen Kirche von San Georgio sitzen, und das Auge auf den grünen Abhängen, dem saphirblauen See und den blinkenden Gletscherspitzen ruhen lassen. Die Tage vergingen, ich sah den Frühling immer weiter vorrücken, die Vegetation sich von ihrer ersten, schüchternen, jungfräulichen

Frische bis zur vollen, üppigen, schwellenden Pracht entfalten. Auch der See hatte sein Leben und seine Verwandlungen. Ich sah ihn in der Ruhe und in der Aufregung, jetzt von der Bourasca zwischen die Alpenschlünde hineingepeitscht, aschgrau, entsetzlich, ein Verderben der Schiffer, dann wieder lieblich lächelnd mit den farbigsten Regenbogen geschmückt — ich belauschte ihn in allen seinen Stimmungen. Ich sah das Schneekleid langsam von den Schultern der jenseitigen Bergriesen gleiten, die Abhänge grüner und grüner werden, die Gießbäche wie feine Silberfäden herüberfunkeln. Diese Bilder und einige Bücher genügten mir.

Mein Verkehr mit den Menschen war gering, doch lebte ich nicht ganz als Einsiedler. Im Café neben dem Markte fand ich Morgens und Abends freundliche, gesprächige Gäste. Zuerst hatte mein Aufenthalt in einem Orte, an welchem selten Fremde weilen, und mein Wandern durch die Berge Verdacht erregt; irgend ein Schwätzer hatte gemunkelt, der Signor Forestiere sei wohl am Ende ein östreichischer Officier, der spionire und recognoscire, aber das Gerede war bald todtgeschlagen. Nie erfuhr ich etwas von dem Hasse und den Unbilden, denen der Deutsche in Italien ausgesetzt sein soll.

Allmälig dehnte ich den Kreis meiner Wanderungen aus. Ich wanderte über Gravellona nach dem See von Orta, diesem wahrhaft zauberischen Winkel der Welt, blieb einen Tag, eine Nacht dort und kehrte dann wieder nach Intra zu meinen Büchern und Arbeiten und zur Kirche von San Giorgio zurück. Die Bekannten im Kaffeehause wurden vernachlässigt. In eine Idyllenwelt versunken und keines Verkehrs bedürftig, wußte ich nicht, was inzwischen alle Geister des Städtchens in fieberische Bewegung versetzte. In wenig Tagen sollte die Theatersaison ihren Anfang nehmen.

Bei der Leidenschaft, die die Italiener für den Gesang hegen, ist in einem so ruhigen Ort die Ankunft einer Operngesellschaft ein wahres Ereigniß.

Eines Tages stürzte Pietro, der Cameriere, ungerufen ins Zimmer. „Freuen Sie sich! freuen Sie sich!“ rief er. „Die Prima Ballerina ist angekommen und Ihre nächste Zimmernachbarin.“

Es war das erste Wort, das ich über das Theater hörte, ward aber nunmehr das Erste von Tausenden und begann bald meine stille Idyllenwelt in Trümmer zu zerschlagen.

Schon an demselben Abend hatte ich die Ehre,

den Herrn Impressario beim Mittagstisch kennen zu lernen. Er war ein Neapolitaner, ein corpulenter Mann mit langem, krausem, schwarzem Haar, das wie ein Kranz rund um eine glänzende Glatze lief, und besaß die unermüdliche Beredtsamkeit eines auf dem Markte predigenden Charlatans; ein Bonvivant mit dem lebendigsten Ausdruck eines Alles nur sich selbst gönnenden Egoismus, jeder Zoll ein Seelenverkäufer. Er erzählte von seinen Reisen und seinen ausgedehnten, bis in die Nachbarschaft der Throne reichenden Bekanntschaften, den außerordentlichen Kräften, die er gewonnen, den titanischen Opfern, die er gebracht und versicherte, daß er die beste Oper herstellen werde, die Intra je gehabt habe und im Laufe kommender Zeiten je haben werde. Noch an demselben Abend mietheten sich auch der Signor Primo Tenore und der Signor Baritono ein, kurz der Leon d'Oro verwandelte sich in ein Theaterhotel, und es wurde mir oft zu Muthe, als ob ich mich auf dem Comptoir von Sturm und Koppe in Leipzig befände.

So kam es, daß ich selbst mit einiger Ungeduld der ersten Vorstellung entgegensah. Ich nahm eine Loge.

Angekündigt war der Rigoletto von Verdi. Womit anders kann man auch heutzutage in Ita-

lien ein Theater eröffnen, als mit Verdi? Verdi herrscht unumschränkt, wie nur vor ihm Donizetti und Rossini. Man hört seine Musik nicht nur in allen Theatern, sondern auch auf Wachtparaden, im Café, im Lustgarten, in Kirchen und auf den Straßen, von Drehorgeln abgeleiert. Die bejahrten Anhänger der Tradition sind damit unzufrieden, und nennen dies den Untergang des sogenannten Bel canto, der wahren „italienischen Melodie", eine rauhe, bachantische, über die Alpen dahergekommene, ultramontane Musik; die Freunde Verdi's dagegen behaupten, daß sie für eine sentimentale, tändelnde, ewigsüße Musik nun endlich eine dramatische, energisch malende erhalten hätten.

Der Theaterabend kam heran, der Zudrang des Publikums, wie das brillante innere Aussehen des Theatergebäudes ließen mich beinahe etwas Vortreffliches erwarten. Die Corridors waren so zierlich symmetrisch, alle Zwischenräume so frei und elegant, und doch wurde die Befriedigung vom Anblick des Innern noch gesteigert. Ich war auf's Höchste erstaunt, als ich, in die Loge getreten, mich umsah. Die Architektur des Saals war ebenso praktisch als schön. Die ganze Decorirung weiß und gold, die Logenverkleidung mit zierlichem Schnitzwerk geschmückt; die Drappirungen, von orangefar-

benem Seidendamast stimmten trefflich zu dem Uebrigen. Jede deutsche Hauptstadt hätte sich freuen müssen, ein solches Theater zu besitzen. Bedenkt man, daß es auf Aktien gebaut wurde, die sich wol schlecht oder gar nicht rentiren, so kann man einen Schluß auf die Wärme des Antheils ziehen, der solch ein Institut ins Leben gerufen hatte.

Ich war zu früh gekommen, allmälig erst belebten sich die Logen. Bald wurden alle Räume voll, die Damen der ganzen Umgegend und viele Fremde, meist Engländerinnen aus Stresa und Baveno waren erschienen. Mitten unter dem Lorgnettiren wurde ich auf das Orchester aufmerksam, das bereits die Instrumente zu stimmen begann. Ein Erstaunen überkam mich, als ich die Zusammensetzung desselben gewahr wurde. Der Theaterzettel nannte sie Signori Professori und Dillettanti der Stadt, die sich aus freier Liebe zur Kunst großmüthig erboten hätten, ohne Honorar mitzuwirken. Es mochten ihrer dreißig an der Zahl sein. Jedes Alter war vertreten. Hier saß der talentvolle Knabe, den die Eltern die Violine lernen lassen, weiter unten der bärtige Gardist im Nationalgardenrock, hier erkannte ich den Barbiergesellen vom Nachbarhause, an seiner Klarinette putzend, dort einen uralten Gewürzkrämer, der mir früh Cigarren ver-

kauft hatte, und der nun, mit dem Bogen prüfend über das Violoncell fuhr. Endlos war das Stimmen, dabei so ungewöhnlich ohrenverletzend, daß man hätte schwören mögen, eine Schaar muthwilliger Jungen habe sich in's Orchester geschlichen und treibe dort ihren Spuk. Alle meine Erwartungen wurden plötzlich auf's Tiefste herabgespannt. Nach solchen Vorübungen zu schließen, müßten die Sänger, welcher Art sie auch immer seien, am Orchester da unten eine wahrhaft perfide Begleitung finden.

In diesem Augenblick bekam ich den Besuch eines alten piemontesischen Offizier's, den ich oft im kleinen Café neben dem Markte sah.

„Nun, Signor Capitano," fragte ich, „welchen Genuß versprechen Sie uns für den heutigen Abend?"

„Einen sehr mäßigen" antwortete der Alte. „Die Truppe des Signor Calvedi ist berüchtigt. Sie ist nicht blos aus ganz Italien, sondern aus allen Weltheilen zusammengelesen. Der Eine hat sich in Pera, der andere in Rio Janeiro heiser gesungen, man würde sich ärgern, wenn man künstlerische Wirkungen erwartete und könne sich nur amüsiren, wenn man es als einen Zeitvertreib ansieht."

„Aber dies Orchester — hören Sie doch nur" —

„Wir sind nicht in Deutschland und nicht in

Böhmen" sagte der Alte, der lange als früherer österreichischer Offizier in Prag und in Mainz stationirt gewesen. „In Italien ist leider das Spiel der Instrumente kaum noch vorhanden. Wir kultiviren hier nichts, als — dem Himmel sei's geklagt, die Guitarre!"

Da erfolgte das Signal, das Orchester sollte die Ouvertüre beginnen; die Verwirrung unter den Leuten war unsäglich. Es war, als ob sich die Mitglieder noch einmal in tiefer Bestürzung fragten, ob sie sich denn wirklich coram publico blamiren sollten? Die wiederholten, immer heftigeren Signale thaten ihnen die größte moralische Gewalt an, und so begannen einige der Muthigsten, denen nach und nach die Uebrigen nachhinkten. Ach, es war eine wahre Katzenmusik und um nur auch diese möglich zu machen, stand vor dem Kapellmeister, der zugleich die erste Violine spielte, ein Notenpult, auf dem ein Blech angebracht war. Auf dieses schlug er, dabei die Geige im Arme haltend, unabläßig los und da auch dies nicht genügte, mußte er den Fuß mit zur Hülfe nehmen. Dieses klirrende Blech und die Fußtritte, die später selbst die schwärmerischesten Adagio's begleiteten, waren von unbeschreiblicher Wirkung. Man glaubte nicht im „Lande der Musik und des Gesanges" zu sein, son-

dern einer Production von Mohren im kaiserlichen Hoftheater von Timbuktu beizuwohnen.

Die Ouvertüre des Rigoletto zählt nur wenig Takte und doch wie lange schien sie zu dauern! Endlich war sie überstanden und der Vorhang rollte empor. Das tanzende, elegant costümirte Balletcorps mit mancher hübschen Mädchengestalt, beschäftigte anfangs so, daß man den äußerst schwachen Chor nicht gleich bemerkte. Als man ihn näher betrachtete, erwies er sich sofort als ein würdiges Seitenstück zum Orchester. Er bestand scheinbar aus zwölf bis fünfzehn Personen, in der That aber war er ein Solo, das zur Orchesterbegleitung von einem jungen Mann gesungen wurde, den ich schon früher als Faktotum und Diener des Herrn Impressario gesehen. Nur hie und da begleiteten ihn seine Gefährten mit leisem Gebrumm.

Chor und Ballet treten zurück, der frivole Herzog von Mantua hüpft herein, ja er hüpft, insoweit die unbeholfene, wunderliche Figur eines Vierzigers, der nun die Bühne betritt, zu hüpfen vermag. Das Aussehen des Mannes ist das eines Aktenhockers und Staatshämorrhoidarius. Er trägt einen achtbaren viereckigen Backenbart, innerhalb dessen ein Gesicht von bureaukratischer Pedanterie steckt. Dabei ist er ein wenig bucklig, in allen Be-

wegungen ſtarr und bedenklich, und ſcheint den Purpurmantel und den Hut mit der Feder nur wie zum Hohn und zur Strafe zu tragen. Er bleibt vor den Lampen ſtehen, wo er die Ballata: „Quaesta o quella“ zu ſingen hat; — breitet die Arme wie gebräuchlich auseinander, und ſcheint mit einem unendlich überzeugenden Geſichtsausdruck zu ſagen:

„Sehen Sie, Verehrungswürdige, einen Ehemann und Hausvater, den karge ökonomiſche Verhältniſſe und das Zwangsgebot eines gewiſſenloſen Directors dazu verurtheilten, vor Ihnen heute einen ausgelaſſenen Herzog darzuſtellen! Ich ſoll verführen, Orgien feiern, mich ſchändlich benehmen — ich, der ſolide Mann, für den alle meine Herren Vorgeſetzten ein gutes Zeugniß abliefern werden!“

Hierauf begann er eine klangloſe, nur mühſelig parirende und vor lauter Sorge des Diſtonirens kaum ſich hervorwagende Stimme ertönen zu laſſen.

Eine wohlthuende und überraſchende Erſcheinung war der Baritono, der Darſteller des Rigoletto. Gleich, als er fröſtelnd und argwöhniſch um ſich blickend, die einſame Gaſſe am Po daherkam, wo der Bravo die erſten Anträge an ihn richtet, erkannte man den guten Sänger, der zugleich ein

guter Schauspieler ist. Nur durch widrige Winde verschlagen, konnte ein Mann von so viel frischer Stimmkraft und so viel Feuer im Spiel in diese Bande von Pfuschern gerathen sein. Leider richteten die Signori Professori und Dilettanti seine Anstrengungen halb zu Grunde. Das Begleiten dieser Scene ging über ihre Kräfte. Der Eine eilte zuvor, der Andere verspätete sich, der dritte blies rücksichtslos, von keiner Pause gebunden, darauf los. Ein alter Klarinettist war der schrecklichste von Allen. Entweder war er halbtaub, oder es hinderte ihn sein toller Eifer den Ermahnungen des Kapellmeisters zu folgen. Es mußte ihm endlich das Instrument, mit dem er so hartnäckig sündigte, auf Ordre des Dirigenten gewaltsam entrissen werden.

Gilda stand indessen schon lange im weißen Nachtkleid zwischen den Bäumen des Gartens. Gilda war hübsch, feueraugig, noch im Alter der Liebe, aber ihre Stimme kreischte entsetzlich. Die Scene mit ihrem perfiden Liebhaber kam kläglich zur Ausführung. Unser Tenor aber hatte sich eine ganz eigenthümliche Auffassung zurecht gelegt. Er drückte durch Mienen und Bewegungen aus, daß er seine unredliche Handlungsweise aufs Tiefste verabscheue, und sich für den elendesten der Sterblichen halte.

Sein Gesang und Spiel war noch gedrückter und befangener, als im ersten Akt. Erst als er das Addio! Addio! sang, wurde er etwas belebter und schien sich zu freuen, daß er bald abgehen werde und nicht Zeuge zu sein brauche, wie seine verächtlichen Spielgesellen das gesetzwidrige Werk einer Entführung ausführen würden.

Und wirklich hatten die Hofleute von Mantua bereits beschlossen, an Rigoletto wegen manches insolenten Spaßes Rache zu nehmen, sie versammelten sich eben im Gäßchen. In ihrer Mitte erschien Monochorus, der zahnlose junge Mann und brachte eine Leiter. Plötzlich kehrt Rigoletto, von seinem Vaterherzen gewarnt, zurück, ihm ist zu Muthe, als ob eine Cabale gegen seine Ehre im Hintergrund laure, aber Monochorus redet ihm ein, daß es sich um die Entführung der Gräfin Ceprano handle, und bestimmt ihn sogar, die Leiter zu halten. Der gute Monochorus! Er that sein Möglichstes, eine Menschenmenge darzustellen, aber er hatte mit seinem Entführungswerke so viel zu thun, daß er plötzlich stecken blieb.

Rathlos sah er sich nach allen Seiten um und schien seine Begleiter um ihre Ruhe zu beneiden, während diese wieder zu glauben schienen, daß diese Pause vom Maestro Verdi selbst vorgeschrieben sei.

Vergebens raste der Soufleur, die Partitur in der Hand, wie ein Kettenhund in seiner Hütte; Monochorus war aus einem monumentalen Schweigen nicht herauszupoltern.

Der dritte Akt ging, von Rigoletto fast ganz getragen, ziemlich gut vor sich. Unseres Baritono: „Vendetta! Vendetta tremenda," nachdem ihm die Tochter den Namen des Verführers genannt, war wirklich ergreifend. Es wurde viel applaudirt, trotzdem Gilda arg kreischte und das Orchester in seinem unverbesserlichen Durcheinander fortwüthete.

Der Schlußakt kam. Er machte uns mit dem Contrealt bekannt. Maddalena war ein schönes, degagirtes junges Mädchen, mit einem Stumpfnäschen und röthlichem Haar, das durch Liebreiz der Mienen für sich einnahm. Leider schien sie sich in die Rolle, die sie zu spielen hatte, nur zu gut zu finden und gab der Scene in Sparafucile's Spelunke einen gar zu realistischen Zug. Aber an unseren Herzog konnten solche coquette Künste nur verschwendet sein. Er gab mimisch zu verstehen, daß er wohl wisse, wie wenig sich der Besuch eines solchen Hauses für einen Gatten und Vater zieme. Ihm war jetzt noch unwohler zu Muthe, als vor der Entführung, in Gilda's Garten. Es kostete ihm den größten moralischen Zwang,

das: la donna e mobile zu ſingen, er ſang es ohne alles Feuer, ohne eine Spur von Libertinage, ihm war zu Muthe, als ob er mit dieſem Liede ſeine liebe gute Frau läſtere. Kein Wunder, daß ſeine Stimme ſich überſchlug und trotz des Geſchreis, Gelächters und Getobes des Publikums, aus einem Reiche von Mißtönen nicht mehr herauskommen konnte.

Ich ging fort, ohne die zweite Hälfte der Vorſtellung, das Ballet, abzuwarten. Am andern Tage feierte das Theater von Intra: der Zettel meldete: Oggi riposo, per procurar altro tenore.

# Viertes Kapitel.

Wozu die Nasenlöcher eines Heiligen zu brauchen sind. — Politische Kannegießereien. — Kriegsvorzeichen. — Absolute Kanonen und constitutionelle Raketen.

„Woher des Wegs, Signor Capitano," fragte ich am andern Tag den alten Hauptmann, als ich ihn aus dem Lucmagno steigen sah, der von der Südspitze des Sees heraufgekommen war.

„Ich habe einen Ausflug nach Arona gemacht, zum heiligen Carl Borromäus," war die Antwort.

„Also eine Wallfahrt! Sind Sie so fromm, Capitano?"

„Das hat mit der Frömmigkeit gar nichts zu thun," antwortete der Alte. „Auf einer Anhöhe bei Arona ist eine Statue des heiligen Carl Borromäus aufgestellt und beherrscht die ganze Ebene; ich weiß nicht, ob das Ding Ihrer Bavaria viel nachgibt. Nun bin ich, wie Sie wissen, seit meiner Betheiligung am Kriege aus Oestreich verbannt, bin sardinischer Unterthan geworden, habe aber noch meine Besitzungen in der Lombardei und

meine Frau mit den Töchtern lebt heute noch in Mailand. Ich sehe sie kaum einmal im Jahre. Da habe ich nun die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit nach Arona zu fahren. Aus den Nasenlöchern des Heiligen hat man eine prächtige Aussicht, und wenn das Wetter hell ist, sieht man sogar die Spitzen des Doms ganz klar. Für eine Kleinigkeit läßt mich der Wächter stundenlang allein und so, von der Nase des Heiligen angenehm vor der Hitze geschützt, kann ich bis auf meine Besitzungen schauen. Das ist mir eine Herzenserleichterung. Ob meine Verwalter mich nicht betrügen und meine Töchter brav sind, kann ich aus solcher Entfernung freilich nicht erkennen, aber ich gehe doch immer wieder hin. So sieht vielleicht auch von der Höhe des Leuchtthurms auf Jersey, ein französischer Emigrant nach der Küste der Bretagne hinüber."

„Und da ist es Ihnen" erwiderte ich „gewiß auch lieber, daß Sie die Fluren im klaren Frieden ruhen sehn, als wenn Sie dort rauchende Hütten und das Fortschreiten von kriegerischen Colonnen erblickten."

Der alte Capitano schwieg eine Weile und blickte zur Erde, dann sagte er: „Auf meine Meinung kömmt hier wenig an. Ich sähe meine Felder gern auf Jahre hin verwüstet und zertreten,

wenn ich später mit den Meinigen wieder vereint sein könnte. Doch — ich betrachte mein Leben als abgeschlossen. Ich habe es mitangesehn, wie nach den Tagen von Custozza Alles zusammenbrach, wie sich Alles von dem unglücklichen Carl Albert trennte, und bin seitdem ein Sceptiker geworden. Die Reconstituirung Italiens unter einem Primat des Pabstes, wie Balbo und Gioberti sie sich dachten, hat sich als ein abgeschmacktes Phantom erwiesen. Das Pabstthum hat seine Zeit gehabt, wie alle menschlichen Dinge. Die Macht ist am wenigsten dazu bestimmt, ein Primat über Andere auszuüben, die wie ein todtkranker Mensch sich nicht einmal auf dem Sitze aufrecht halten kann, wenn nicht rechts und links Einer sie stützt. Und was unser Piemont betrifft, so ist es zu klein, zu entlegen, dem übrigen Italien zu fremd." —

Während der Capitano sprach, hatte sich ein Dritter, ein Rentier, ein „Possidente" aus der Umgegend zu uns gesellt.

„Da haben Sie wohl Recht," fiel er ein. „Ich sage: Der Italiener, wie er nun einmal ist, läßt sich lieber von einem Fremden beherrschen, als von seinem Landsmann aus einer andern Provinz. Das sollte man eigentlich einem Fremden nicht sagen, aber es ist wahr. Als Carl Albert sein

Schwert zog, dachte Turin nur d'ran, es könne am Ende zu Gunsten Mailands seine Eigenschaft als Hauptstadt einbüßen, und Mailand seinerseits war fest entschlossen vor Turin nicht zu weichen. So geht es durch alle Staaten Italiens herab. Jeder hat seine Reminiscenzen, jeder seinen Haß gegen das Nachbarland oder das Nachbarländchen. Uns Piemontesen, die wir gewiß der kräftigste Stamm unter den Italienischen Stämmen sind, uns erkennen die von Mittel- und Unter-Italien nur als halbe Landsleute an. Was sind auch diese Römer und Sicilianer unter ihren Regierungen geworden! Ein halbes Jahrhundert müßte hin gehen, um eine Verschmelzung vorzubereiten. Man will so lange nicht warten. Die Deutschen sind wohl auch getheilt und gesplittert, aber ein vierzigjähriger Frieden, der Einfluß eines beständigen Zwischenverkehrs und die Macht einer nationalen Presse haben allmälig eine Einheit Deutschlands herbeigeführt. Wir sind noch nicht so weit, wir haben die Einheit Italiens nur in einzelnen Köpfen."

„In Pallanza drüben und längs der ganzen Grenze," bemerkte ich, „wirbeln die Trommeln von früh bis spät. In den andern Städten mag es ebenso sein. Fortwährend werden Rekruten einexercirt. Die diplomatischen Verbindungen zwischen den beiden

Nachbarländern sind schon seit langer Zeit abgebrochen, die Presse hetzt unaufhörlich und immer stärker, das ganze politische Leben scheint von einer fieberhaften Erhitzung ergriffen. Wohin kann das führen? Doch nur zum Krieg."

„Man hält ihn schon seit Jahren für unausweichlich."

„Glauben Sie, daß der König ihn wünscht?"

„Gewiß."

Eine Pause folgte; ich fragte: „Wie ist der König?"

„Leute, die ihm nahe stehen, halten ihn für geistig nicht sehr bedeutend, aber für einen Mann, der für sein Volk die besten Absichten hegt, einen Mann von einem großen Ehrgeiz und einer löwenhaften Courage. Diesen Muth hatte übrigens sein Vater auch, wiewohl er halb ein Geisterseher und halb ein Mönch war. Bei Novara lief er geradezu in die Gefahr hinein und suchte den Tod auf. Zu diesem Muthe, der übrigens im Hause Savoyen erblich ist, kommt, wie ich aus guter Quelle weiß, bei dem König noch ein fanatischer Glaube an eine Mission, die er zu erfüllen hat."

„Und glauben Sie, daß das Volk selbst den Krieg wünscht, um für Novara Revange zu nehmen?"

„Das Volk von Piemont ist rauh und bieder. Es ist hartnäckiger, arbeitsamer als jeder andere italienische Stamm, ein Volk von einfachen Sitten, und ohne ausgesprochene Liebe für Neuerungen. Es wäre ganz gut damit zufrieden, ruhig die Institutionen weiter zu entwickeln, die man ihm gegeben. Aber eine unbeschränkt freie Presse ist für ein naives Volk, wie das unsrige noch ist, ein bedenkliches Geschenk und die Priesterpartei, die Oestreich fortwährend in den Himmel hebt und die neuen Institutionen des Vaterlands lästert, ist ein Pfahl in unserem Fleische. Wenn diese Leute von der Armonia und der Concordia wüßten, welches Unheil sie anrichten ....."

Noch wandelten wir also im Gespräche auf dem Molo auf und nieder, als von Laveno her, von der österreichischen Seite des Sees, der gedämpfte Schall von Kanonenschüssen hörbar wurde."

„Was ist das?" fragte ich.

„Sie halten dort drüben Schießübungen," sagte der Capitano. „Ein ganzes kleines Sebastopol haben sie drüben angelegt."

Wieder fiel ein Schuß, der Ton brach sich in den Klüften, hallte wieder und kam dumpf über den See daher.

Indessen war es dunkel geworden und aus der

Richtung von Pallanza her, auf sardinischer Seite, sah man Raketen und Leuchtkugeln in den dunkelvioletten Himmel steigen.

Was ist nun das wieder?" fragte ich verwundert.

„Wir feiern Morgen das Verfassungsfest."

Seltsam war's — auf der einen Seite die österreichischen Kanonendonner, auf der anderen die constitutionellen Freudenzeichen, die ihnen zu antworten schienen. Alles Signale herannahender Gewitter. Friedlich ging ich indeß mit den beiden alten Herrn längs des Sees, dessen Wellen mit einem leisen Geplätscher an's Land schlugen, sah die Natur so mild, die Berge so ernst und feierlich, den Sternenhimmel so klar — und Zorn und Trauer kämpften in mir, daß der menschliche Groll und Ehrgeiz immer aufs neue wieder den Krieg, der gern einschlummern möchte, aus seiner Höhle hervorstacheln.

# Fünftes Kapitel.

Handelt von der Tänzerin Maria Carimali, ihrem Banner, den Irrfahrten italienischer Sänger und einer Rettung durch einen Turiner Kaufmann.

Zwei Wochen spielte das Theater bereits in Intra, als ich die Frage an mich stellte: Warum hast du noch immer nicht die Bekanntschaft deiner Nachbarin, der Prima Ballerina gemacht? Zwei Wochen schon wohnte ich mit ihr in einem Hause, von ihr nur durch eine dünne Wand getrennt, begegnete ihr auf dem Gange, auf der Treppe, im Speisesaal und hatte nie das Bedürfniß gefühlt, sie anzureden oder auch nur sie zu grüßen. Ja, ich hatte sie noch nicht einmal tanzen gesehn, und doch war sie, wie mir alle Leute sagten, eine vortreffliche Tänzerin. Ein Schöngeist von Intra hatte bereits ein Sonnett auf sie gemacht und es drucken lassen, in welchem gesagt war: Maria Carimali sei eigentlich ein Luftgeist, gewohnt mit den Zephiren auf Abendwolken spazieren zu gehn, und lebe nur zuweilen noch auf der Erde, weil

sie den Menschenkindern gewogen sei und ihnen eine Freude machen wolle. Wie es sich nun auch damit verhalten mochte: die Thatsache stand fest: Maria war schön, heiter, lebhaft. Schon in aller Frühe hörte ich sie singen. Jeden Nachmittag erschien sie auf dem Balcon, der von dem meinigen kaum eine Armeslänge entfernt war und rauchte. Wie leicht war es da, ein Wort hinüberflattern zu lassen, gleich den Cigarrenrauchwölkchen, die von meinem Fenster zu dem ihrigen hinüberzogen? Warum diese stolze Gleichgültigkeit, die meinem Charakter gar nicht angeboren? Ich sah ja auch nicht, daß sie einen erklärten Cavaliere servente habe. Bis jetzt schien mir ein winzig kleines zierliches Schooshündchen ihr einziger Gefährte, der unzertrennliche Genosse ihrer Einsamkeit zu sein. Ja, es lag sogar oft etwas in ihrem Blicke, das vorwurfsvoll auf mich fiel, wie wenn sie sagen wollte: Ich langweile mich, Signor. Langweilen Sie sich nicht auch manchmal, so allein? Reize ich Sie denn gar nicht? Ist mein Auge und mein Haar nicht schwarz genug? Ist mein Teint nicht untadelig, sind meine Zähne nicht Perlen gleich? Ist meine Gestalt nicht die anmuthigste, die es geben kann und mein Lächeln so ganz ohne Gefahr?“ . . . . .

Nein, ihr Lächeln war nicht ohne Gefahr und vielleicht gerade deshalb hielt es mich in der Entfernung. Doch darum blieb es noch immer bei der Frage: warum hast du nicht die Bekanntschaft der Prima Ballerina gemacht?

Fast unmittelbar, nachdem ich die Frage an mich selbst gestellt, hörte ich im Café erzählen, die morgige Vorstellung werde wohl die letzte sein. Die Theilnahmlosigkeit des Publicums und die wachsende Unlust der Signori Professori und Dilettanti, die sich immer spärlicher einfänden, machten es dem Impressario unmöglich, die Gagen zu erschwingen. Vorbei also mit jeder Bekanntschaft! Uebermorgen höre ich auch schon den Schritt der Kofferträger auf der Treppe und die blauen Ringelwolken der Cigarre — die Ballerina verstand es so gut Ringel zu rauchen — würden nicht mehr Nachmittags durch die halbgeöffneten Jalousieen des Nebenzimmers emporsteigen . . . . . .

Die Schauspieler Italiens leben in einem wahren Nomadenzustand. Heute hier, morgen dort! Ihre Scritturen, wie sie ihre Contrakte nennen, laufen meist in einer Frist von vier Wochen ab, wenn sie nicht vorher schon durch finanzielle Katastrophen zerrissen werden. Dann

heißt es sein Zelt weiter tragen. Dieser Unsicherheit gegenüber sind die deutschen Künstler im Ganzen stabile Philister, besoldete Staatsdiener, festsitzende Austern. Und dabei — welche Anforderungen jenseits der Alpen! Was würde wol eine deutsche Primadonna dem Intendanten antworten, wenn er von ihr verlangte, viermal, fünfmal, sechsmal in der Woche die Lucia in der Braut von Lammermoor, die Fides im Propheten, die Aczuzena im Troubadour zu singen? Würde nicht ein deutscher Tenor den Direktor eines Mordversuchs anklagen, wenn er ihm zumuthete, zwanzig, dreißig Abende nach einander Johann von Leyden zu sein? Hier geschieht das überall und kein Theatermitglied murrt gegen diese verzehrende, zu Grunde richtende Anstrengung. Im Mai singt der Unglückliche zwanzig Abende hinter einander den Edgardo in Parma, im Juni irgend einen Arthuro in Lucca, im Juli singt er in Ferrara, im August in Athen, im September in Pera falls er nicht, schon halb stimmlos geworden, es vorzieht, sich jenseits des atlantischen Meeres anwerben zu lassen, in der neuen Welt, die in musikalischer Beziehung die geringsten Anforderungen stellt und in welcher selbst die Nachtigallen nicht mehr singen. Wir hatten einen dieser

ſtimmlos Gewordenen im Hotel, einen zweiten Tenor, der in Rio Janeiro und in Buenos Ayres Sänger geweſen war. Wo gibt es nicht eine italieniſche Oper?

Als ich vom Café nach Hauſe kam, ſah ich das Banner der Prima Ballerina vom Balcon herabflattern. So nannte ich nehmlich ihre fleiſchfarbenen Tricots, die ſie ſelbſt zu waſchen pflegte und dann auf dem Eiſengeländer, ein Spiel der Winde, trocknen ließ. Welche Idee einer Tänzerin, ihre Tricots auf öffentlichem Platze aufzuhängen, wird man im deutſchen Vaterlande ausrufen! Hier, in dem Lande freierer Natürlichkeiten, frappirte es Niemand und auch ich war allmälig dieſe Heldenthat einer verwegenen Weiblichkeit gewohnt geworden.

Auf meinem Zimmer angelangt, hörte ich die Nachbarin wieder trillern und ſingen. Es waren endloſe, jubelnde Cadenzen, die Ausbrüche einer heiteren, leichtſinnigen Seele. Wunderbar! Weder der Ruin des Theaters noch die Verkürzung ihrer Gage, noch die Ungewißheit der nächſten Tage, vermochten einen einzigen Triller in der Kehle dieſes Geſchöpfes zurückzuhalten. Das ganze, ſchwere Pathos ihrer Lage überließ ſie ungetheilt und vollwichtig dem Wirth, Signor Solano, der jetzt, ſeit-

dem die Schauspieler bei ihm wohnten, bald nachdenklich umherging, bald trüb hindämmernd vor seinen Büchern saß, und die unsaldirten Rechnungen betrachtete, darauf gefaßt, von einer traurigen Erfahrung eine heilsame Lehre an Zahlungsstatt anzunehmen.

Abends um sechs Uhr trat ich in den Speisesaal, das ganze Theaterpersonal, oder doch wenigstens die ersten Mitglieder desselben, saßen beisammen. Der Impressario mit der üppig umbuschten tonsurartigen Glatze und dem Bonvivantgesicht führte den Vorsitz, neben ihm saß die Primadonna mit den Feueraugen — geschminkt bis auf die Seele — weiter der Contra-Alt mit dem Stumpfnäschen, der blasse Tenor von Buenos Ayres und der hustende Baß-Buffo. Auch die Ballerina war dabei, mit ihrem unzertrennlichen Gefährten, dem Schooßhündchen, das bald einen Spaziergang zwischen Teller und Gläser zu machen hatte, bald in aufwartender Stellung zwischen die zwei Blumenvasen postirt wurde, was sehr komisch aussah. Ein Dutzend geleerter Flaschen stand bereits auf der Erde, andere wurden eben ins Gefecht geschickt. Monochoros fungirte als Diener. Woher dies Festmal in so kritisch-drangvoller Lage? Woher der dunkle Massala und die

Fluth von Vino spumante? Ein Deus ex machina hatte geholfen — der Fürst und Compositeur Poniatowsky aus Paris, der soeben auf seiner Villa nächst Intra eingetroffen war. Er hatte die Fortexistenz des Theaters wieder auf eine Zeitlang garantirt.

Das Schooßhündchen war vom Tisch herabgesprungen, hatte sich zu meinen Füßen gesetzt und bettelte in den possierlichsten Attituden. Gerührt und beinahe geschmeichelt, hielt ich ihm ein Stückchen Fleisch hin, aber kaum hatte es die Herrin gesehn, als sie auffuhr und zu ihrem Hündchen eilte.

„Was thun Sie da?“ rief sie. „Wollen Sie das liebe Thier tödten?“

„Tödten? Um das zu können, müßte man ein Barbar sein!“

„Es darf aber kein Fleisch essen!“

„Einmal ist keinmal, es bittet so schön! Gönnen Sie ihm die Freude, Signora!“

„Wo denken Sie hin? Es hat noch nie Fleisch gegessen! Es würde krank werden!“

„Sie glauben?“

„Gewiß, gewiß!“

„Sollten sich wirklich auf dieser Welt alle Freuden so strafen?“

„Leider!“ antwortete sie lächelnd und flog, den geretteten Liebling herzend und durch Küsse entschädigend, wieder an ihren Tisch zurück.

Am anderen Morgen that der Cameriere plötzlich meine Zimmerthüre angelweit auf, und drückte sich schnell an die Wand, wie wenn eine allerhöchste Person eintreten solle. Es war die Ballerina, nach pariser Mode aufs eleganteste gekleidet, die eintrat. Sie hielt einen Theaterzettel in der Hand und war gekommen, mich zu ihrer Beneficevorstellung, ihrer Serata, wie man es in Italien nennt, einzuladen.

Diese Aufmerksamkeit, unterstützt von ihrem wirklich prachtvollem Aussehen, schmeichelte mir ebensosehr, als sie mich erfreute. Ich konnte nicht umhin, ihr zu gestehen, wie ich die Umstände anklage, die mir nicht früher gestattet hätten, ihre schöne Nachbarschaft zu cultiviren.

Der Beneficeabend kam heran. Unfern von der Kasse, im Corridor, auf einem mit einem rothen Teppich bedeckten Tische, stand nach italienischer Sitte ein Kaffeebrett von plattirtem Silber, auf welchem die Opferspenden für die Beneficiantin niedergelegt werden sollten. Hier konnte Jeder, dem es mit dem Enthusiasmus Ernst war, Münzen von Silber oder Gold, oder noch besser ein

Bracelet, Ohrgehänge, ein Collier darbringen. Man konnte den Juwelen auch seine Karte beilegen und sich so als Spender bezeichnen, ohne befürchten zu müssen, sein Geschenk refüsirt, vielleicht gar vor die Füße geworfen zu sehen.

Man gab noch einmal den Rigoletto. Der neue Tenor war etwas besser, als der erste, aber die Signori Professori und Dilettanti im Orchester schienen nichts Neues gelernt und manches, was sie gelernt, wieder vergessen zu haben. Es hieß als Entschuldigung: die Musik Verdi's sei gar so schwierig! Die Leute hatten noch immer keine Ehrfurcht vor den Pausen, die der Cavaliere vorgeschrieben, und ebensowenig wollte sich ihre Genialität dem Taktstock fügen. Die Noten behielten ihre störrischen Köpfe, die Musiker auch. Das Ballet hingegen setzte mich in das angenehmste Erstaunen. Ausstattung, Anordnung und Ausführung waren vorzüglich; der italienische Geschmack fordert auf diesem Gebiet mehr als der deutsche. Leicht wie ein Luftgeist, schwebte Maria Carimali heran und foppte ihre vier Liebhaber, einen Engländer, einen Franzosen, einen Polen und einen Ungar durch die reizendsten Pirouetten und die exorbitantesten Possen. Ihre Feueraugen blitzten, ihr Busen wogte, ihr pikantes, ausdrucksvolles Gesichtchen lächelte — sie

war die Anmuth selbst. Alles lebte an ihr, es war das feine, nervöse Leben einer Gazelle. Sie schien so glücklich auf der Bühne zu sein, tanzen zu können, glücklich, daß das Haus so voll war und sie so begeistert applaudirt wurde! Ihre Liebhaber, um die holde Erscheinung zu gewinnen, entwickelten die ganze Beredsamkeit ihrer Beine. Einer sah so schön aus, wie der Andere und alle konnten sich, vielleicht mit Ausnahme des Engländers, einer gleichen Meisterschaft in der Tanzkunst rühmen. Endlich trug der Pole den Sieg davon, vermuthlich, weil er ein „edler" Pole, oder, wie man wenigstens nach seiner goldgestickten Jacke vermuthen durfte, weil er der reichste war.

Am andern Tage hielt mich Signor Solano, der Wirth, in der Hausflur an.

„Sie haben ja" sagte er „gestern ihrer hübschen Nachbarin einen Kranz zugeworfen?"

„Wäre das ein Verbrechen?" fragte ich.

„Keineswegs. Sie verdient ihn und er hat sie sehr erfreut. Sie zeigte mir ihn noch spät Abends. Indessen wäre ihr vielleicht ein Geldgeschenk lieber gewesen."

„Sie muß doch eine gute Einnahme gemacht haben?" . .

„Ich sollte es meinen! Ich habe aber wenig

davon. Bin schon mit der Rechnung bei ihr gewesen. Ewig Ausreden! Sie hat mir die gewöhnliche Vertröstung gegeben: Ich möge mich gedulden, bis ihr Freund ankomme. Sie erwartet ihn demnächst."

„Hat sie einen Freund?" fragte ich.

„Einen?" rief er höhnisch. „Viene da Milano!" (Da müßte sie nicht aus Mailand sein).

Er entfernte sich achselzuckend, vermuthlich verschweigend, was seiner Scepsis zu Grunde lag.

Wie es sich nun auch verhalten mochte, es war nun eine Pflicht der Höflichkeit, den Besuch der Signora durch einen Gegenbesuch zu erwidern und sich zu erkundigen, wie sie nach ihren Triumphen geschlafen. Ich ging die Treppen hinauf und pochte an die Thüre. Die Ballerina lag auf dem Sopha und las. Als sie mich eintreten sah, flog sie empor und warf das Buch weg — es war ein Roman von Paul de Kock. Sie dankte für meine Blumen und ich gerieth in's Erzählen von den fremden Tänzerinnen, die bei uns in Deutschland so unerhörtes Glück gemacht. Alles, sogar der Name der illustren Senora Pepita war ihr neu.

„Ich glaube, Signora", sagte ich zum Schlusse, „daß es nicht zu gewagt wäre, auch Ihnen zu einer Reise nach Deutschland zu rathen. Ihre Augen,

Ihre Arme, Ihr kleiner Fuß sprechen eine kosmopolitische Sprache, die vielleicht jenseits der Alpen noch mehr entzücken wird, als hier. Die Siziliana, die Sie so schelmisch tanzen, muß einen gleichen Erfolg bei uns haben, wie der berühmte El Ole. Alles darin ist neu und pikant. Es sollte Ihnen nicht schwer werden die Rivalin Pepitas zu werden!"

Die Nachbarin lächelte schwermüthig.

„Ich werde" erwiderte sie, „nie Italien verlassen, wenigstens nicht während der kurzen Zeit, die ich noch auf dem Theater verleben werde. Ich habe einen Freund, einen Geliebten, ich darf wohl sagen, einen Bräutigam. Sie sehen mich so verdrießlich, weil er so lange ausbleibt. Er ist freilich ein Geschäftsmann, der vielfache Abhaltungen hat, dann aber sollte er mir doch schreiben."

Ich machte ihr ein Compliment über eine Liebe und Anhänglichkeit, die in einer Lebenssphäre wie die ihrige, selten ist, da sie die Tugend auf die härtesten Proben stellt, und trauerte im Stillen über einen Glücklichen, der mit solcher Sehnsucht erwartet wurde, um Schulden zu bezahlen.

Wenige Tage später war der Erwartete wirklich eingetroffen. Es war ein Turiner Kaufmann; ein hagerer, langer Vierziger mit blauer Brillen. Er sah so bedächtig aus, so übersolid und verläß-

lich, wie eine sorgfältig geführte Strazze. Sein Habitus hätte jedem deutschen Philister zum Vorbilde dienen können. Ich machte seine Bekanntschaft. Sein Inneres harmonirte mit seinem Aeußeren vollständig. Wohl erschien es bei ihm auf dem ersten Blicke als eine Anomalie, daß er ein mindestens um vier und zwanzig Jahre jüngeres Mädchen und zwar eine Tänzerin liebe, aber bei näherer Betrachtung löste sich die Bewunderung darüber auf das Naturgemäßeste auf. Eine Anomalie wäre es gewesen, wenn sich dieser Philister in eine Tänzerin verliebt hätte, um sich mit ihr einige Zeit zu amüsiren. Eines so tollen Benehmens wäre er nicht fähig gewesen, aber sie lieben, versorgen, ausstatten, heirathen, das widersprach seiner Natur nicht, sondern zeigte sie vielmehr in ihrer ganzen Verbissenheit. Er fühlte sich berufen, sogar dem Typus des Leichtsinns und der Frivolität den Stempel seiner eigenen Solidität und Gesetzmäßigkeit aufzudrücken. Zweimal brachte ich den Abend mit dem Ehrenmann und seiner Braut zu. Die Ballerina sang, lachte, schäkerte, rauchte Ringel, rauchte durch die Nase, trieb tausend Possen. Von uns Beiden weiß ich nicht, wer ein schöneres Beispiel edler Selbstbeherrschung, moralischer Würde gegeben.

Da hatte eines Tages die ganze Theaterwirthschaft ein Ende. Der Geliebte hatte die Rechnung der Freundin zur Freude des Wirths als die seinige anerkannt und wie schon oft, den Ernst und die Tiefe seiner Neigung mit Napoleons dargethan. Eine lustige, buntbewimpelte Barke trug das liebende Paar dem österreichischen Ufer zu — ich stand auf dem Balcon und sah nach. Die übrigen Mimen kamen fort, wie sie eben konnten.

---

# Sechstes Kapitel.

Varallo in Val di Sesia. — Sacchi der Schmuggler und Führer. — Der Virtuose und seine Mutter. — Vanio di Ponte Grande.

Der Mai war da, ein prachtvoller Mai. Ich wohnte seit ein paar Wochen zu Varallo, einem kleinen Städtchen in den piemontesischen Alpen. Inmitten einer grandiosen Natur, in allem Komfort eines guten Hotels, lebte ich in tiefster Abgeschiedenheit meinen Arbeiten, ohne daß auch nur ein Laut aus der Heimath zu mir herüberscholl, oder auch nur ein Bekannter wußte, wo ich mich befände.

So da zu sein, losgebunden von Allem, hat seinen melancholischen Reiz. Es ist, als wäre Nichts mehr unser, man gehört Niemandem mehr an, nur sich selbst. Die Tage kamen und gingen, ohne daß ich sie zählte.

Varallo ist der Hauptort im Val di Sesia. Die alten Häuser, halb über dem Bergstrom hän-

gend, die vielen Kirchen und die üppig bewaldeten Höhen des Monte Sacro geben der Stadt einen eigenthümlichen Charakter. Der Monte Sacro ſelbſt iſt eine Berühmtheit, die alljährlich Tauſende von Pilgrimen herbeizieht; man ſieht dort nebſt einer großen Kirche mindeſtens fünfzig größere Kapellen. Jede enthält modelirte Figuren in Terracotta, alle bemalt und mit wirklichen Stoffen bekleidet. Manche Darſtellungen ſind in ungeheuerem Maßſtabe ausgeführt; man ſieht ſechzig, vielleicht hundert Perſonen beiſammen. Die Wirkung vieler Gruppen, in welchen man den Figuren nicht nur wirkliche Kleider, ſondern auch natürliche Haare gegeben, iſt frappant; das künſtleriſche Scheinleben einerſeits, die leichenartige Starre andererſeits, erzeugen durch ihre tolle Vereinigung den eigenthümlichſten Eindruck. Wohl an keinem anderen Wallfahrtsorte ſind die Bilder ſo koloſſal, was ſie aber vor Andern noch beſonders auszeichnet, iſt, daß ſie, theilweiſe mindeſtens, von bedeutenden Künſtlern ſtammen. Ein bethlehemitiſcher Kindermord zum Beiſpiel, mit wenigſtens ſechzig lebensgroßen Geſtalten, die an der Wand gemalten nicht mit eingerechnet, iſt von größter Wirkung: die Figuren ſind von Fiamingho, dem berühmten Skulptor von Kindergeſtalten, die Fresken von Gaudenzio

Ferrari. Dieſer, einer der talentvollſten Schüler Raphael's, iſt unfern, im Val Duggia, geboren.

Der Zug der Reiſenden hatte noch nicht begonnen; ich war lange der einzige Gaſt im Hotel. Endlich hatte ſich ein Zweiter eingefunden, es war ein junger ruſſiſcher Maler, der im Auftrage eines Fürſten einige Gruppen des Monte Sacro kopiren ſollte. Es war ein junger ſchweigſamer Menſch, der nur für ſeine Kunſt zu leben ſchien. Wir ſaßen einander wochenlang bei Tiſche gegenüber, ohne daß wir uns etwas Anderes als „guten Tag" oder „gute Nacht" geſagt hätten.

Eines Abends, als unſer Mittagstiſch bald vorüber war — wir waren nämlich bereits bei der Suppe, mit welcher nach piemonteſiſcher Landesſitte das Mahl beſchloſſen wird — nahm der junge Ruſſe mit einigen Worten von mir Abſchied. Er ſei, ſagte er, mit ſeinen Skizzen fertig und wollte einen Ausflug zum Monte Roſa machen. Ich wußte nicht, daß dies großartige Gebirge, das ich ſo oft ſchon von verſchiedenen Seiten geſehen, binnen einer Tagereiſe zu erreichen ſei. Ein Wort gab das andere. Auch ich war mit einem Abſchnitt meiner Arbeiten zu Ende gekommen und hatte raſch den Entſchluß gefaßt, an der Parthie Theil zu nehmen. Schon morgen wollten wir der träu-

merischen Ruhe und allen Bequemlichkeit des Hotellebens entsagen, den eisenbeschlagenen Gebirgsstock zur Hand nehmen und über die Bergkette, die das Thal der Sesia begrenzt, in die Valanzaska hinüberwandern.

Der „Falkone nero" in Varallo ist ein vortreffliches Haus. Mitten in den Gebirgswüsten, unter einer außerordentlich armen Bevölkerung, in schneidendem Kontrast mit den zerfallenden Häusern und Hütten, stehen die Gasthäuser drei- und vierstöckig da, mit englischem Komfort ausgestattet und mit Küchen versehen, die das feinste Mahl nach Belieben französisch und italienisch bereiten. Diese Gasthöfe sind eine englische Schöpfung zu nennen, denn nur Engländer, diese unermüdlichen Reisenden, sind ihre Besucher. Nur selten verirrt sich, wie die Fremdenbücher auf's Klarste beweisen, ein Deutscher oder ein Franzose hierher. Schaarenweise aber, vom Juli an bis Oktober, treffen die rothhaarigen Insulaner ein, ruhen eine Nacht nach den furchtbarsten Tagemärschen und gehen dann weiter. Wollene Hemden am Leibe, an den Füßen ungeheuere Schuhe, deren nägelbedeckte Sohlen wie ein kleines Straßenpflaster aussehen, steigen sie über die unwegsamsten Pässe und bringen ihre Führer zur Verzweiflung. Ganze Monate lang durch-

kreuzen sie eine Alpenkette nach allen Richtungen, und bleiben in einer weltfernen Einsamkeit, die keine Spielbank, keinen Corso, keine Zerstreuung, nur großartige Naturschönheiten zu bieten hat, deren Anblick durch Schweiß und Gefahren erkauft werden muß. Wie man auch über einzelne englische Reisende lächeln mag, man muß doch einräumen, daß dieser Nation im Ganzen ein tiefer poetischer Sinn und eine wahre Empfänglichkeit für das Naturschöne innewohnt. Wie sie die Meere ergründen, den Himalaya und das Mondgebirge erforschen, so sehen wir auch denselben Entdeckungstrieb dort wirken, wo augenscheinlich Nichts mehr zu entdecken ist. Die Engländer waren die Ersten, die vielen schweizer Gebirgsparthien, an denen die Postkutsche Jahr aus, Jahr ein unwissend vorüberfuhr, zur Berühmtheit verholfen haben. Vor fünfzehn Jahren kam selten ein Reisender vom Lago Maggiore weiter als nach Orta, äußerst selten bis Varallo, und doch gehört das Val di Sesia zu dem Reizendsten und Bezauberndsten, was Europa hat, und übertrifft meiner Meinung nach die schönsten Thäler der Schweiz. Engländer waren es wieder, die auf Bergpfaden von neunstündiger Länge in das Valanzaska eindrangen, in ein wahrhaftes Stück vom Paradiese, in welches vor

einigen Jahren noch keine Straße führte und deſſen Einwohner, von aller Welt abgeſchloſſen, über den Rücken von Schneegebirgen und an ſchwindelnden Geröllabhängen hinabklettern mußten, wenn ſie Etwas einkaufen wollten, was ihr Boden nicht lieferte. Die Valanzaska hat ihre große Zukunft noch nicht angetreten, ſie iſt der Touriſtenwelt faſt noch neu, und doch iſt ſie in ihrer Art ebenſo grandios und erhaben, wie der Monte Roſa, der ſie abſchließt, und der, wenn auch dem Montblanc nicht ebenbürtig, doch ſein nächſter Rivale iſt.

Es war neun Uhr Morgens, als wir in Varallo nach beendigtem Frühſtück auf dem Balkon ſaßen und nur den Führer erwarteten, den uns der Wirth empfohlen. Der Erwartete blieb lange aus. Ungeduldig forderten wir einen neuen. Eine Weile darauf wurde uns ein Mann von ungefähr vierzig Jahren vorgeſtellt, ſchwarz wie ein Kabyle, blatternarbig, mit wild hervorglotzenden Augen, einer eingedrückten Naſe und einem frechen, krötenartigen Maule. Trotz dieſes Ausſehens ſollte er, wie der Wirth verſicherte, der gemüthlichſte und rechtſchaffenſte Menſch ſein. Es mochte ſein — unwillkürlich aber revoltirte ſich unſer Inneres bei dem Gedanken, in der Geſellſchaft eines ſolchen Unholds, neun Wegſtunden durch die Einſamkeit

eines ohnehin düsteren Gebirges zu machen. Wir nahmen ihn nicht und zogen vor, die Ankunft des Andern abzuwarten.

Wir warteten lange, ohne daß wir uns darüber ärgerten. Es sitzt sich so schön in angenehmer Landschaft, und die Vorübergehenden halfen uns die Zeit vertreiben. Es war der Samstag vor Pfingsten, schaarenweise zogen die Wallfahrer mit ihren Fahnen den Monte Sacro hinan. Ihre Litaneien ertönten.

Es wurde fast Mittag, ehe der erwartete Führer eintrat. Er war ein Mann von etwa sechsunddreißig Jahren und nicht so stark, als daß wir es nicht im Nothfalle mit ihm hätten aufnehmen können. Er war so spät erschienen, weil er bei der Beichte gewesen. Er war früher Goldminengräber und Schmuggler gewesen, und war jetzt Führer und Bote geworden, was auf eine Sänftigung seiner Sitten deutete. Sein Name war Pietro Sacchi.

Mit Gebirgsstöcken versehen, brachen wir auf. Sacchi trug unsere Shawls und einigen Proviant, aus einer Hammelkeule, etwas Brot und Wein bestehend, denn auf unserer neunstündigen Tour gab es keine Osteria, kaum ein Dorf. Eine Weile später war Varallo und die silberne Sesia aus unseren Augen.

Durch einen tiefen Gebirgseinschnitt, auf einem schmalen Pfade ging es hinan und hinan. Die Scenerie, die immer wechselte, ließ weder die Last und Hitze noch die Dauer der Steigung schwer empfinden. Ein neues Thal eröffnete sich nach dem anderen, wir verließen eine zerrissene Schlucht mit schäumenden Bergwässern und traten in eine andere, die rechts ein von der Höhe fallender Bergstrom durchschnitt, während links ein von unermeßlicher Höhe herunterdampfender Staubbach über schwarze Felsmassen den zartesten, durchsichtigsten Schleier wob, den ich jemals gesehen. Wir stiegen höher und höher und doch kamen wir den Gipfeln der Schneeberge nicht näher, sondern sahen sie, Schritt für Schritt kühner nnd beschneiter in die Lüfte emporragen.

Nach mehrstündigem Marsche ruhten wir auf einer Felsestrade aus. Es war so still und einsam, der Abgrund vor uns war so tief, man hörte seine Wasser gar nicht heraufrauschen. Kein lebendes Wesen war uns begegnet, keins war in der Nähe, keines Waldvogels Lied, kein Schritt der Ziege im Gestrüpp, keine Glocke, die das Alpenvieh verkündet, war zu vernehmen. Sinnend und tiefathmend lagen wir da, in jenes Träumen versunken, zu welchem das durch kein menschliches We-

sen gestörte Naturleben eines schönen Sommertages einladet.

Endlich zogen wir weiter. Bei dem ewigen Steigen kam uns der sonst milde Tag schwül vor, wir rasteten oft an den Berquellen und tranken aus unseren Filzhüten. So kam die sechste Stunde heran. Wir waren seit Mittag sechs Stunden gegangen, hatten aber leider bei unserem häufigen Ausrasten und Naturbeschauen nicht sechs Wegstunden zurückgelegt. Zu unserem unangenehmsten Erstaunen sagte uns der Führrr, daß wir die Hälfte des Weges noch nicht hinter uns hätten. Vergebens suchten wir es zu forciren. Die Nacht brach herein und es war, abgesehen von der Erschöpfung, nicht recht rathsam, im Dunkeln weiter zu wandern. Wie überraschend bequem auch der Gebirgspfad bei Tage ist, so unsicher geht es bei Nacht an manchen Krümmungen über die großen, in Rundform ausgewaschenen Steine, die sich von den ewig zerbröckelnden Felswänden losgelöst haben und zum Theil den ganzen Weg bedeckten. Die wenigen zerstreuten Hütten, denen wir jetzt nahten, waren in der That wenig einladend und wir wären auch an ihnen vorübergegangen, wenn wir nicht unversehens in einen Morast gerathen wären, der uns die Schuhe mit Wasser füllte.

Nach langem Debattiren führte uns Sacchi auf einem gewundenen Pfade auf die Spitze eines mäßig hohen Felsenkegels, wo das Haus einer gewissen Bonavetti stand. Eine alte Frau, abgekümmert, in der gebrochenen Haltung, die ewiges Steigen und schweres Tragen zurückläßt, empfing uns, freundlich bereit, uns zu beherbergen, wie wir aus ihren Mienen ersahen, denn ihr Dialekt mochte auch einem geborenen Italiener schwer zu enträthseln sein. Seit funfzehn Jahren wohnte sie hier mit ihrem Sohne allein, ihr Mann hatte sich nach Rom begeben, um dort sein Glück zu machen und hatte versprochen, seine Familie nachkommen zu lassen, aber bis zum heutigen Tage war nichts von ihm mehr zu hören gewesen. Allgemein in diesen Bergen herrscht die Auswanderung der Männer nach Rom und Spanien, wo sie sich meistens als Wirthe und Kaffetiers etabliren. Die Dörfer der Gegend sind daher von Müttern und alten Weibern bewohnt, die zurückbleiben, als mit ihrem Schicksal fertig und ohne weitere Chancen des Lebens. Fünfzehn Jahre lebte die alte Bonavetti ohne ihren Mann, und auch die Gesellschaft ihres Sohnes hatte sie nur einem Unglück zu danken. Er war vor einigen Jahren in eine Tiefe gestürzt, hatte das Bein gebrochen und in Folge der Gehirnerschütterung sei-

nen Verstand völlig verloren. Er war nun ein blödsinniger Krüppel, der in einer Kammer verschlossen gehalten werden mußte und Tag und Nacht heulte.

Wir traten in die Baracke ein — die Stube war grau, niedrig, elend, ein Kerkerloch, mit wenig morschen Geräthschaften ausgestattet. Wir setzten uns an den Tisch. Die Frau brachte uns etwas Milch, das Einzige, was sie uns zu bieten hatte und wir schlürften sie zu dem Reste des Proviants, den wir von Varallo mitgebracht hatten. Wir plauderten über das schreckliche Nachtquartier und waren entschlossen, unser Obdach nur als eine Stätte zu betrachten, wo wir den Morgen abwarten wollten. Ein paar Stunden nur wollten wir versuchen, auf zwei aneinander geschobenen Stühlen zu schlummern.

Mit brennender Cigarre und bei gutem Humor verließen wir das unheimliche Quartier, um noch eine Weile im Freien zuzubringen. Die Nacht war so mild und der Himmel so schön gestirnt. Eine kleine Strecke von dem Hause, fast am Rande des Abgrundes, nahmen wir auf einem der Steinblöcke Platz. Die Berggipfel sahen gespensterhaft herunter, die Abgründe bedeckte eine geheimnißvolle Finsterniß. Die Leblosigkeit, die Erstarrung, der

Tod war bei dem zweifelhaften Dämmerlicht der Sterne wie verkörpert zu sehen, und nur durch das Geräusch der ungestüm und wild schäumenden Bergwasser schien diese stumme, gigantische Natur Leben kund zu thun und nach Sprache zu ringen. Trotz der fühlbaren Schärfe der Nachtluft, die von den Schneefeldern herabwehte, blieben wir lange auf dem Flecke sitzen. Eben waren wir aufgestanden, um in die Stube zurückzukehren, und einige Schritte gegangen, als in unserer nächsten Nähe ein frommes Adagio auf der Geige eines entsetzlichen Stümpers ertönte. Ueberrascht thaten wir einige Schritte vorwärts.. Hinter einem Dickicht am Wege saß der Virtuose, seine Geige kratzend, etwas stoßweise murmelnd, und ein Bein, das bis ans Knie entblößt und dabei krumm und geschwollen war, emporstreckend. In diesem Augenblicke kam die alte Bonavetti herbeigelaufen und jagte den Musiker, ihn unsanft anpackend, von dannen. Dieser, ein erwachsener, fast klaftergroßer Mann, raffte sich schnell auf und humpelte in eiligen Sätzen davon.

Es war ihr Sohn, der Krüppel, der unschädliche Narr. Seit er seinen Sturz gethan, war er zu Nichts zu verwenden und verstand nichts, als auf Kirchenplätzen zu geigen und sein Bein zu zeigen. Er hatte in seiner Kammer uns Fremde be-

merkt und war, ohne das Unpassende der Zeit und des Ortes zu fühlen, hinausgekommen, um einige Soldi zu verdienen.

Wir hatten die Nacht ziemlich schlaflos überstanden und brachen um vier Uhr wieder auf. Der Morgen war so kalt, daß wir uns fest in unsere Shawls einwickeln mußten. Kaum waren wir den steilen Fußpfad von dem Felskegel, auf dem die Hütte der Bonavetti stand, herabgekommen und einige Schritte auf flachem Terrain gegangen, als wir den Narren schon wieder auf einer Stelle placirt, an der wir vorübergehen mußten, zu Gesichte bekamen. Er hatte sein Adagio wieder begonnen. Bei Lichte betrachtet, war er, ich weiß nicht, ob ein mehr Mitleid oder Abscheu erregendes Wesen. Wie zäh die Gewinnsucht alle seine übrigen Geistesfunktionen überlebte, war interessant. Wir warfen Etwas in seinen Hut und bedauerten die Mutter.

Wacker ausschreitend erreichten wir Banio, das erste Dorf der Valanzaska, von wo aus man nur ein Viertelstündchen nach Ponte grande herabzusteigen hat.

# Siebentes Kapitel.

Domo di Ponte-grande. — Die Val Anzasca. — Arme Landsleute. — Der Monte Rosa. — Ein Liebesroman.

Noch heute lacht mir das Herz, wenn ich des ersten Blickes gedenke, den ich damals von der Höhe herab warf. Ich stand über dem sich auf diesem Punkte erweiternden Kessel der Valanzaska, des mächtigen Thales, das von der Hochebene von Duomo d'Ossola sieben Stunden Weges hinansteigt bis zum Fuße des Monte Rosa. Eine Landschaft lag unter mir von so paradiesischer Schönheit, wie man sie nur zuweilen im schönsten Traume erblickt. Welche Fülle der Vegetation, welches zauberische Grün! Noch nie hatte ich Nußbäume, Platanen und Eichen so groß und mächtig, noch nie den Teppich der Wiesen so grün und blumig gesehn. Jeder Fels grün mit Moosen und rankendem Epheu bekleidet, kleine Wässerchen überall, die kaskadenartig herabfielen, um sich im Bette der unten tosenden Anza zu begegnen. Hier und dort

auf den sonnigen Höhen kleine Häusergruppen, malerisch in blühende Obstbaumwäldchen versteckt, höher noch einsame Sennen, die schneebedeckte Nachbarkette des Monte Rosa im Hintergrunde und über Alles der tiefblaue, von keiner Wolke belebte Himmel. Es war Pfingstmontag, in Banio läuteten die Glocken, geputzte Kirchengänger zogen den Berg hinan, die Bursche in schneeweißen Hemdärmeln, die Jacke vor der Brust, die Bauernmädchen mit einem weißen Schleier über dem Haar.

Die schlechte Nacht bei der alten Bonavetti war vergessen; jubelnd, entzückt, von der mailichen Schönheit der Natur trunken, stiegen wir hinab, gingen über den schwankenden Steg, der auf Stangen das felsbedeckte Bett der weißschäumenden Anza läuft, und kamen im Albergo del Ponte grande an.

Neben der alten Schenke der Maulthiertreiber, ist auch hier seit Kurzem ein prachtvolles Fremdenhotel entstanden. Wir nahmen ein Frühstück ein, machten noch einen Ausflug nach dem auf der Höhe liegenden Dörfchen Anzino, und setzten uns Abends in dem Speisesaal zu einer wahrhaft splendiden Tafel nieder. Der Vino spumante von Stradella schmeckte uns trefflich.

Wir gingen früh schlafen, um morgen, wo es

eine große Tour zu machen galt, bei Kräften zu sein.

Die Chaussee, die Carl Albert mit großen Kosten von Vogogna aus in die Valanzaska geführt hat, endet bei Ponte grande. Nur ein Saumthierpfad führt von hier, ziemlich rauh und beschwerlich, meist an dem hohen Ufer der entgegenschießenden Anza hinauf. Das Thal wird von zwei ungeheueren Gebirgszügen gebildet, die sehr nahe zusammengerückt sind, und immer höhere Berge koulissenartig vorschieben. Wie mit der Absicht äußerster künstlerischer Steigerung wird das Grandiose immer grandioser, bis man vor einem der höchsten Gipfel steht, die Europa uns zeigen kann.

Früh, nicht lange nach sechs Uhr, brachen wir auf. Ein lichter Nebel lag noch im Thal, aber der Tag versprach so schön zu werden, wie der gestrige gewesen. Noch war es so kalt, daß wir uns in unsre Shawls wickeln mußten; Sacchi, unser Führer, ging unbelastet voran und, vertraulicher geworden, fing er zu erzählen an. Er fand sich wieder auf dem Schauplatze seiner Jugenderinnerungen. Ueber die beschneiten Berge, die vor uns emporragten, über die diamanthell blitzenden Eisfelder war er einst als Schmuggler gegangen. In Zügen von fünfzehn, zwanzig und mehr klet-

tern dieſe verwegenen Leute mit ihren Waarenballen auf dem Rücken, über die furchtbaren Berge, die die Schweiz von Piemont trennen. Keine Nacht iſt für ſie zu dunkel, im Winter gehen ſie mit Schneeſchuhen und ſetzen ihr Leben faſt täglich auf's Spiel. Einzelne Felszähne, eingeſchlagene Stangen und Tannenbüſchel, in den Schnee geſteckt, geben ihnen die Richtung an, ja ſie gehen im Winter und bei Nacht am liebſten, weil ihnen da kein Gensdarm nachkommt. Sacchi war acht Jahre lang bei einem Kaufmanne eines benachbarten Dorfes im Dienſt geſtanden, der das Schmuggelgeſchäft im Großen trieb und dadurch ſehr reich geworden war; doch hatte dieſer ſeine frühere Lebensweiſe in keinem Punkt verändert, und wußte ſelbſt ſeine nächſten Nachbarn zu täuſchen. Eines Tages rief er Sacchi herbei und ſagte ihm: „Du biſt ein kluger Menſch und, wie ich weiß, mir treu ergeben. Du wirſt Grenzwächter werden. In dieſer Eigenſchaft kannſt Du mir noch mehr nützen als bisher.“ Sacchi machte Einwendungen, aber Signor Prokopio — ſo hieß der Kaufmann — wollte keine Einwendung hören. Alle Vorbereitungen waren ſchon zu ſeiner Standesveränderung getroffen, und ein paar Wochen ſpäter war er bereits im Dienſte des Königs. Jahre gingen hin,

immer einträglicher wurde das Schmuggelgeschäft. Prokopio nahm immer mehr Leute in Sold, da änderte sich mit einem Schlage das Gemüth des Mannes. Es mochte ihm einfallen, daß sein Reichthum werthlos sei, wenn er ihn nicht zeigen dürfe, und, wie er früher sich arm gestellt, so prunkte er jetzt mit seinem Gelde, stattete seine Töchter fürstlich aus, fing an, ein großes Haus zu bauen und kaufte Felder und Wiesen. Da wandte sich plötzlich sein Glück, die Waaren wurden ihm weggenommen, er selbst bald darauf verhaftet. Mit einer Kette am Fuße sitzt jetzt Prokopio im Arbeitshause, sein Hof ist verkauft, sein Name entehrt, auf Hab und Gut seiner Töchter und Schwiegersöhne scheint ein Fluch zu liegen. Wenn er von Turin zurückkommt, wird er ein Bettler sein.

Unter solchen Erzählungen kamen wir bis nach Ceppo Morelli, einem ansehnlichen Dorfe mit einer Kirche. An der Thür hing, wie an der eines Theaters, eine Tafel mit der Inschrift: „Absoluzione generale“ in großen Lettern. Züge von Wallfahrern kamen unter Absingung von Liedern herbei.

Nachdem wir zwei Stunden gegangen, passirten wir die Anza auf einer hochgeschwungenen Brücke und stiegen einen Bergabhang jäh hinan. Die

Vegetation auf den Gebirgsketten zu beiden Seiten hatte ihren Character ganz verändert, ſtatt des Laubwaldes erſchienen Föhren, gruppenweiſe von Lärchen durchmiſcht. Bosquette ſtrauchartig aufgewachſener Alpenroſen lagen zu beiden Seiten des Pfades.

Allmälig kamen wir in das Bereich der Goldminen von Peſtarena. Hier oben liegt ein kleines Kalifornien, das ſchon den Römern bekannt geweſen ſein ſoll, und zuverläſſig ſchon ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert ausgebeutet wird. In neuerer Zeit ſollen dieſe Minen ziemlich wenig liefern, doch werden noch mehrere hundert Grubenarbeiter beſchäftigt. Man hört Mühlen klappern, Waſſerwerke ſchlürfen, Schmieden hämmern. Blaſſe, hagere, verkümmerte Geſtalten tragen Kübel mit kleingeklopftem Geſtein auf den Köpfen. Die Gegend ringsum iſt öde, wüſt, zerriſſen, aber mächtiger und immer mächtiger tritt im Hintergrunde die Kette des Monte Roſa hervor.

Wir waren bereits an die fünf Stunden gegangen. Eine kurze Raſt in einem einſamen, auf einem Felskegel ſtehenden Wirthshauſe, Albergo delle Miniere, ausgenommen, hatten wir nicht Halt gemacht. Die Sonne ſtand hoch und brannte heiß auf unſere Scheitel herab. Da erweitert ſich

das Thal, eine vom Hochgebirge eingeschlossene hellgrüne Wiesenfläche mit einer Häusergruppe in der Mitte wird sichtbar. Wir sind in Macugnaga dem letzten Orte der Valanzaska.

Es läßt sich nicht leicht etwas Trostloseres denken, als diesen Knäuel schwarzer, niedriger Hütten, vierzig oder fünfzig an der Zahl, von denen die eine Hälfte eine kleine Gasse bildet, die andern hin und her verstreut sind. Den ganzen langen Winter hindurch ist, wie uns Sacchi erzählte, von dem Dorfe Nichts zu sehen, selbst der First der Dächer ist im Schnee vergraben, die Einwohner wühlen sich einen Weg durch die Dachlucken heraus. Dann leben sie wieder Tag und Nacht im Finstern. Damit sie im Frühjahr beim Schmelzen des Schnees nicht zu sehr von Nässe leiden, steht jede Hütte auf Pfosten. Hier und da war einer der Pfosten eingesunken, und das ganze Haus stand schief. Wir gingen durch die Gasse — jede Thür verschlossen, kein Wesen hinter den kleinen, matten Scheiben, das ganze Dorf menschenleer! Nur eine hagere, schwarze Katze sahen wir über den Weg laufen und durch eine Lucke verschwinden.

Wir rückten den Bergriesen immer näher. Zu unserer Rechten erschien der Monte Moro, jetzt noch ganz schneebedeckt, links ebenso blendendweiß

der Turloz. Ueber den ersten geht ein Weg, beschwerlich und gefährlich, nach Saas hinüber, der letztere ist fast unübersteigbar. In der Mitte, vor uns, lag in einer, jede Phantasie überbietenden Erhabenheit, der Monte Rosa da, seine noch unerstiegene Zackenkrone grell gegen die dunkle Bläue des Himmels abstechend, seine Eisfelder so hell blinkend, daß das Auge den Glanz kaum ertrug. Kleine, leichte, sonnengolddurchglühte Wolken schwebten um den Gürtel des Bergriesen, und gaben dem Auge ein ungefähres Maaß seiner Höhe. Der Eindruck ist größer als der, den man vor dem Montblanc erhält; denn wenn der Monte Rosa jenem auch etwas an Höhe nachsteht, so steigt er dafür höher und freier in die Lüfte und präsentirt sich mit einer breiten Fronte.

Wir waren noch in der Anschauung versunken, als ein kleines, tief gebeugtes Mütterchen mit einem Korbe auf dem Rücken uns entgegenkam. Sie war das einzige Wesen, dem wir seit mehr als einer Stunde begegnet.

Ich hielt sie an. „Signora," fragte ich, „wo stecken denn die Bewohner des Dorfes, das ich so unbegreiflich öde gesehen?"

Die Alte blieb stehen und sagte mit tiefbekümmerter Miene: „Ich spreche nur deutsch."

„Deutsch?“ fragte ich überrascht. „Hier in Piemont nur deutsch?“

„Nur deutsch,“ versetzte die Frau. „Die ganze Gemeinde ist deutsch.“

„Und wie seid ihr hierhergekommen?“ fragte ich mit neuem Erstaunen.

„Wir sind,“ gab die Frau zur Antwort, „verjagte Lüt (Leute) und schon seit undenklicher Zeit hier.“

„Ich sehe,“ begann ich wieder, „auch von den wenigen Leuten Niemand außer Euch. Wo sind die Leute?“

„Sie sind fort,“ antwortete sie, „in den Wäldern, in den Minen. Auch gibt es nur wenig Männer hier in Macugnaga. Alle sind in der Welt, in Rom, in Spanien, um ihr Glück zu machen. Nur wir Frauen bleiben zurück und einige alte Leute — es ist hier gar zu traurig.“

„Und sprechen Eure Kinder auch deutsch?“ fragte ich.

„Freilich, freilich, Alle,“ sagte sie. Erst später lernen sie das Italienische. Wir Alten können es gar nicht und brauchen es nicht, da wir aus dem Thal nicht herauskommen.“

„Welche Religion habt Ihr?“ fragte ich. Die Alte schien diese Frage gar nicht zu verstehen, als

ob es nach ihrem Dafürhalten nur eine Religion geben könne.

„Seid Ihr katholisch?“ erklärte ich mich näher.

„Katholisch, ja freilich, katholisch,“ antwortete die Alte.

„Ihr leidet wohl viel im Winter?“

„Ach du lieber Himmel, alle Häuser sind eingeschneit bis über die Dächer. Da leben wir schlecht, müssen täglich und täglich schaufeln, um zu einander zu kommen, können oft Wochen lang nicht heraus, sind in Todesgefahr zu erfrieren, zu verhungern, verschüttet zu werden.“

„Und der Winter dauert wohl sehr lang?“

„Lang, lang! Sieben Monate oft, sieben lange Monate! Er beginnt schon im September, aber im März, im April, wenn der Schnee aufgeht, wenn die Lawinen fallen, wenn die Wildbäche die Wiesen überschwemmen, da ists am schrecklichsten.“

„Wie viel seid Ihr?“

„Nicht viel mehr. Ein paar Hundert nur. Alles zieht fort. Das Leben ist hier gar zu bös. Einige Tyroler und Schweizer sind zu uns gekommen, Macugnager, wirkliche, gibt's wenig mehr. Wem's besser in der Welt geht, kommt nicht wieder, hat er auch Weib und Kind daheim.“

Ich wußte nichts Tröstendes zu sagen; ich zog

die Börse und machte der Alten ein kleines Geschenk. Sie sah es froh erstaunt an und sagte dann: „Grazie tante!“ Es war das einzige italienische Wort, das ich von ihr hörte; als ich ihr etwas gab, schien ich ihr wieder der Fremde der Signor zu werden, mit dem sie italienisch zu sprechen habe.

Ihr Deutsch war auffallend rein, ohne die schweizerischen Kehllaute, aber es hatte etwas Alterthümliches in den Formen, wie aus alten Büchern. Hier in der Erzählung kann ich dies leider nicht wiedergeben.

Dieß war die erste deutsche Unterredung, die ich seit Monaten gehabt*). Ich gestehe, daß mir das Herz dabei etwas schneller klopfte. Es ist so rührend, fern von der Heimath, von dem Mitgliede einer so armen Gemeinde, ein Wort in der Mutter-

*) Erst später fand ich folgende Notiz. Die südlichen Abhänge des Monte Rosa, des Sesia- und Anzascathal sind von deutschen Stämmen bewohnt, dem sich erst in den Voralpen die Italiener beigesellten. Die Silvier, wie man in neuester Zeit diese verschlagenen deutschen Stämme genannt hat, scheinen wallisischen Ursprungs (Agassiz, Alpenreisen) oder vielmehr, sie scheinen mit ihren Sprachgenossen im Wallisischen und Uechtland dem Stamm der Burgunder anzugehören. A. Schott hat über diese „Deutschen am Monterosa eine eigene Schrift geschrieben. (Zürich 1840).

sprache zu hören. Es kam so plötzlich, so unerwartet und überraschend. Diese Leute sind einsamer, verlassener hier, als irgend welche deutsche Auswanderer in den Wäldern Amerikas oder Australiens! Wenn ich ein deutscher Fürst oder auch nur ein deutscher Millionär wäre, ich würde dieser Leute gedenken. Es müßte jedes eingestürzte Haus sein neues Dach, ja jede Hütte ihre Kuh erhalten.

Wir wanderten weiter, denn wir hatten die Absicht, bis an die Gletscher zu steigen, die nur ein Büchsenschuß weit von uns dalagen. Unglaublich mühsam ist aber der Weg. Man steigt über Hügel von Blöcken, mauerartig aufgethürmte Barrieren, die die früheren Grenzen des Gletschers bezeichnen. Andere Felsstücke sind von den Lavinen herabgeführt worden, oder haben sich von der ewig thauenden Felswand des Kessels abgelöst. Es gibt würfelförmige Stücke von der Größe eines Hauses darunter. Unter einem dieser Riesenblöcke ist eine Hütte in die Erde gebohrt, ein eisernes Kreuz auf der Spitze, bezeichnet die Katastrophe einer unglücklichen Familie.

Bei dem Gang durch diese erhabene Zerstörung, in dieser großartigsten aller Einöden, ist einem so fremd, so seltsam zu Muthe, wie wenn man in einen Gebirgskessel des Mondes oder des Jupiter

umherſtiege. Man muß die Scenerie zuerſt beinahe ertragen lernen, und ſich durch einen rüſtigen Akt des Geiſtes Muth zaubern, um ſich das grandioſe Schauſpiel zum intereſſanten Genuſſe zu unterwerfen.

Wir kamen bis an den Urſprung der Anza, die hier milchweiß floß, und hätten nur ihr ſchmales Bett zu durchſchreiten gehabt, um an den Gletſcher zu gelangen. Eben ſuchten wir auf den glatten, wie polirten Steinen den paſſendſten Uebergangspunkt. Da donnert es mit furchtbarem Getöſe — wir blicken empor — Schnee und Felsſtücke fliegen faſt bis vor unſere Füße, während ein Theil der Lawine noch in der Luft hängt und dichter Schneefall langſam nachſtöbert.

Der Gletſcher befand ſich offenbar noch in der Periode des Schmelzens und der Reinigung, und war daran, ſich ſeines Winterſchnees zu entledigen. Auch war er noch grau, an den Rändern ſchwarz, molto sporco, wie unſer Führer es nannte. Unſer Schreck über die gewaltigen Schnee- und Eismaſſen, die er auf uns herabgeſandt und die noch immer langſam nachkollerten, war ſo groß, daß wir die Beſteigung aufgaben und uns in eine angemeſſene Entfernung zurückzogen. Dieſe Stürze ſind von Ende Juni nichts Seltenes. Erſt im

Juli hat der Gletscher des Monte Rosa seine Toilette beendigt und den ewigen, smaragdgrünen Eispanzer bloßgelegt, der ihm dann unbeweglich festsitzt, ohne den herantretenden Bewunderer mehr zu bedrohen.

Mit Eindrücken erfüllt, die das ganze Leben nicht wieder auslöscht, traten wir unsere Rückkehr an.

Es war fast Abend, als wir an den Minen vorüberkamen. Unweit davon auf der Höhe steht das Albergo delle Miniere. Wir kehrten ein, uns erwartete ein frugales, aber schmackhaftes Mahl.

Wir blätterten im Fremdenbuche. Irgend ein Naturforscher, ein Italiener, hatte ganz vorn eine kleine Abhandlung über den Monte Rosa, seine Höhe, seine Fauna und Flora hingeschrieben. Die Reihe der Säugethiere, wie er sie angeführt, begann folgendermaßen: I Ordo: homo sapiens. II Ordo: irgend ein vespertilio . . .

Wir mußten über diese groteske Zusammenstellung lachen, denn wenn der Genius aller Sprachen den Menschen dem Thiere überhaupt gegenüberstellt, wollen wir noch weniger als nächsten Nachbar und Cousin die Fledermaus haben. Da trat der Wirth, ein noch junger Mann, herein und bat, daß wir uns einschreiben möchten,

um so mehr, als wir die ersten Fremden in diesem Jahre seien.

Wir durchblätterten mindestens acht Jahrgänge des Buches und fanden keinen deutschen Namen.

„Vorigen Montag," sagte der Wirth, während wir unsere Namen einschrieben, „ist zwar ein junger Herr mit einem Mädchen von kaum achtzehn Jahren hier gewesen, und hat sogar in meinem Hause übernachtet. Aber das ist eine eigene Geschichte. Sie waren aus Piemont und kamen von Turin über die Berge, verstehn Sie mich recht: eigentlich von Alagna im Sesiathal über den großen Turloz. Dem Mädchen, das sehr schön und aus gar vornehmem Hause gewesen sein muß, war das Gesicht von der Schneeluft ganz geschwollen, die Haut daran war abgegangen. Den Berg hinauf mußte man sie tragen. Als man sie hierher in die Stube gebracht hatte, taumelte sie vor Erschöpfung auf den Boden und war lange wie von Sinnen. Der Herr verlangte ein Essen. Während ich es bereiten ließ, sprach ich die Führer, die in der untern Stube saßen. Diese sagten aus, daß die Beiden über Varallo daher kämen, und Tag und Nacht seit vierzehn Stunden auf den Füßen seien und auf das Eiligste gestiegen. Die zwei

müssen auf der Flucht sein, denn sie seien immer so aufgeregt und sähen sich so unruhig um. Es sei zu verwundern, daß es die zarte junge Dame aushalte. Sie selbst. des Steigens gewöhnt, seien hundemüde. Als ich später das Essen hinaufbrachte, lag die Dame auf dem Kanapee mit geschlossenen Augen. Der Herr saß bei ihr und betrachtete sie nachdenklich. „Sie ist es nicht gewöhnt," sagte er zu mir. „Dingen Sie mir sogleich drei, vier Menschen, die uns über den Monte Moro führen." Ich war ganz erstaunt und fragte ihn, ob er wohl wisse, daß der Monte Moro, ein Nachbar des Monte Rosa, neuntausend Fuß habe, und oben mit klafterhoch liegendem Schnee bedeckt sei. Die Uebersteigung erfordere zehn Stunden. Er antwortete mir entschieden, daß er Alles dieß wohl wisse und Morgen Abends schon in Saas, in der Schweiz sein müsse. Was die Dame beträfe, so lasse er sie hinübertragen, es koste, was es wolle. Ich brachte ihm drei Leute, Schmuggler, denn diese gehen Sommer und Winter, welches Wetter auch sei, über das Gebirge; er wurde mit ihnen einig. Um zwei Uhr in der Nacht sollte der schreckliche Marsch beginnen. Als ich die Beiden weckte, war die erste Frage des Herrn, ob ich keine Gensdarmen gesehen. Ich verneinte es. Da sagte er:

„Wir sind verfolgt, müssen den Telegraphendrähten ausweichen, verrathen Sie uns nicht!“ Die Dame, die sehr leidend aussah, griff in die Börse und schenkte mir eine päpstliche Goldmünze, die ich nicht kannte. Nachdem sie das Frühstück auf das Hastigste eingenommen, kamen sie in den Hof herunter, wo die Führer warteten. Der Mond schien noch. Als die Dame, die übrigens kaum die Stiege hinabzugehen vermochte, die Schneeschuhe erblickte, fragte sie, wozu diese Holzteller mit Riemen dienten. Da sagte ihr einer der Führer, daß sie oben im Gebirge an die Füße geschnallt würden, um nicht zu tief in den Schnee einzusinken. Sie wurde, als sie das hörte, leichenblaß und sah ihren Begleiter verzweiflungsvoll an. Dieser aber, ohne ein Wort zu erwidern, streichelte sie am Kinn und lächelte. Dann brachen sie auf. Sie hatten kaum einen Vorsprung von drei bis vier Stunden, als zwei Gensdarmen beritten herankamen und nach den Beiden, die sie genau bezeichneten, fragten. Ich sagte, was ich wußte, denn jetzt waren sie geborgen; auf den Monte Moro folgt ihnen kein Gensdarm. Am dritten Tage kehrten die Führer zurück und sagten mir, daß die Flüchtigen glücklich in die Schweiz entkommen, die Dame freilich in einem Zustande, der es

ungewiß ließ, ob sie noch lebe oder eine Leiche sei."

Ich habe in den piemontesischen Zeitungen nichts gefunden, was das Geheimniß dieser entsetzlichen Flucht gelüftet hätte. Vermuthlich handelte es sich um eine Entführung, ein Opfer, das die Liebe gefordert hatte und das, nach Allem zu schließen, nicht das letzte und schwerste war. Es gibt noch Romane.

---

# Achtes Kapitel.

Abschied vom Lago Maggiore, dem Wirth und dem Cameriere. — Ueber Schlachtfelder. — Alessandria. — Ankunft in Genua.

Ich war aus der Valanzasca über Pie di Mulera und Vogogna an den Lago Maggiore und nach Intra zurückgekehrt. Ich wohnte aber dort nicht mehr allein. Eines Tages hatte der Eilwagen, der die Simplonstraße herabkömmt, mir aus der Schweiz einen alten Freund zugeführt, mit dem ich bereits manche Tour durch die Welt gemacht. Er bezog das Quartier mir nebenan, welches Maria Carimali, die Tänzerin, vor wenig Tagen verlassen hatte.

Wenn man mich frägt, wie ich in Intra und auf meinen mannigfachen Kreuz- und Querfahrten durch das Gebirge die Leute gefunden, so kann ich keine Klage führen. Ich stieß weder auf unanständige Habgier, noch auf Wildheit, Rohheit, gehässige Gesinnung. Das muß bereit anerkannt werden, denn schöne Züge, die unter Menschen

überhaupt selten sind, kann man nicht auf der Landstraße zu finden hoffen.

Auch von Deutschenhaß kann ich nichts erzählen. Freilich begegnete ich überall der Anschauung, daß da drüben, jenseits des See's, eine Macht lagere, mit der man früher oder später in Conflikt kommen werde. Ihre Kanonen schauten herüber, alles mußte sonach auch hier auf dem Qui vive stehn. Dabei ward mir immer gesagt: man wisse wohl eine Regierung vom Einzelnen zu unterscheiden, und Der und Jener könne uns ganz lieb sein, trotz des Regime's, unter dem er lebe. Hie und da sah ich, wie eine rein menschliche Sympathie über alle politische Barrieren hinwegsetzt. Ein wackerer Mann im Dorfe Bé, der Besitzer eines kleinen Gütchens hoch oben in den Bergen kam immer wieder auf einen Freund zurück, mit dem er in Mailand bekannt geworden und der Kapellmeister in irgend einem österreichischen Regimente war. Der Name, den er nannte, war ein slavischer. Er beklagte, von ihm ganz vergessen zu sein und keinen Brief von ihm mehr zu erhalten. Der Bruder unseres Wirths, der zuerst Kellner auf einem österreichischen Schiffe, dann Diener eines österreichischen Officiers gewesen war, sprach von seinem „Oberleit," wie er ihn nannte, mit wahrer

Schwärmerei. Es war ein harmloser Jüngling, der in dem Wahn lebte, seinen Beruf verfehlt zu haben, da er einen herrlichen Tenor besitze, und blieb, so lange ich's nur litt, auf meinem Zimmer, um mir Arien von Donizetti und Verdi vorzutragen.

Der einzige Mensch, der mich mit Vorbedacht betrog, war Signor Solano, der Wirth des Leon d'oro. Als ich mich bei ihm nach einem Wechsler erkundigte, der mir mein österreichisches Papiergeld in Napoleons umsetzen könne, fiel ihm ein, daß er einen Freund in Mailand besitze, mit welchem er in Abrechnung stehe. Er wolle mein Geld zum Tagescours nehmen und sich nur ein Procent anrechnen. Dies schien mir billig. Durch hundert Ausreden verzögerte nun Signor Solano die Umwechselung der Banknoten, bis mein Gepäck schon auf dem Dampfer war. Da brachte er eine Rolle von Goldmünzen hervor, die er als Achtzigfrankenstücke bezeichnete. Man sah die Gestalt der Liguria darauf, die antik drappirt, mit einer phrygischen Mütze auf dem Kopfe, am Meeresstrande saß. Er behauptete gar kein anderes Geld, weder in Gold noch in Silber zu Hause zu haben. Indeß läutete es vom Schiffe herüber, der Cameriere meldete das Gepäck werde, wenn wir einen Augenblick: länger zögerten, allein abgehen. Ich nahm

die Münzen. Es waren sogenannte Quadruplo's di Genova aus der Zeit der ligurischen Republik, die neu nur 79 Franken gegolten hatten, nun aber durch Feile und Scheidewasser herabgekommen waren. Als ich mit ihnen in Alessandria zahlen wollte, wurde ich zurückgewiesen und versäumte dadurch den Zug. Mit Müh und Noth gelang es mir, sie in Genua um fünfundsiebzig Franken anzubringen.

Der einzige Mensch, der uns nachsah, als wir von Intra schieden, war der kleine wollhaarige Pietro aus Canero, unser Cameriere. Er winkte mir sogar mit seinem blaukattunenen Tuche Lebewohl! War es nur darum, weil der Ueberrock und der Hut, den ich ihm beim Abschied gelassen, noch ganz gut war? Er hätte mir ja, trotz des Huts und des Ueberrocks sogleich den Rücken wenden können, als das Schiff vom Land fort war und er das Trinkgeld in der Tasche hatte. Nein, dein Herz, guter Pietro, war besser als das deines Herrn!

Ich fuhr zum letztenmal über den hellen, glitzernden, azurnen See und grüßte mit einem letzten Blick die borromäischen Inseln. Dem schwarzen Gebirg, Baveno gegenüber, hinter Fondatocce, mit seinen grellweißen, mächtigen Streifen kamen wir ganz nahe. Oft war ich dort in den Marmorbrüchen gesessen, wenn ich nach Orta ging, oder von dort

kam. Lebt wohl, Schneegipfel des Simplon, Thäler von Duomo d'Ossola! Mein Herz wird des Tages, da ich von Euch herabkam, gedenken!

Ueber Bel Girate hinaus verändert der See seinen Charakter. Seine hochromantischen Ufer werden allmälig immer niedriger und zuletzt entschieden langweilig. Dort in der langweiligen Fläche liegt Arona.

In Arona endet die Bahnlinie, die von Genua ausgeht und die Hauptader des Verkehrs für Sardinien zu bilden bestimmt ist. Von Alessandria, das sie auf geradem Wege passirt, entsendet sie einen Zweig nach Turin und von da nach Susa, d. h. an den Fuß des Mont Cenis, der in zehn Jahren durchbrochen sein soll, ein anderer Arm geht nach Stradella, d. i. bis an die Grenze des Herzogthums Piacenza, somit zur Centralstraße Italiens. Da die Dampfboote aushelfen, kann man sagen, die Linie laufe einerseits an den Mont Cenis, andererseits an den St. Gotthardt und münde einerseits in Frankreich, andererseits in die Schweiz. Ein Telegraphendraht läuft nebenher. Er verknüpft seinerseits alle größeren Städte Piemonts mit Turin, läuft bis nach Spezzia und geht von dort unterseeisch nach Sardinien über.

um auch dies halbwilde Eiland dem Centralpunkt des Landes näher zu rücken.

Wenn man von Pallanza oder von den borromäiſchen Inſeln um ſieben Uhr früh abfährt, kann man Nachmittags um zwei in Genua ſein. Eine bewundernswerthe Thatſache, wenn man bedenkt, daß vor blos fünfzig Jahren Genua mit Piemont nur durch eine elende, urſprünglich für Fußgänger und Saumthiere beſtimmte Straße verbunden war, die über den col della bocchetta führte und wegen Raubanfällen berüchtigt war! Später kam die über den Monte Creto nach Tortona und Mailand führende Chauſſee hinzu und jetzt hat man die Eiſenbahn mitten durch alle Hinderniſſe der Natur geführt. Auf dieſer fliegt man wie durch Zauber von der ernſten und herrlichen Welt der Alpen an die ſchwülen, baumloſen, glühenden Ufer des Mittelmeeres. Mir hatte Signor Solano einen Aufenthalt bereitet; in Aleſſandria angekommen, mußte ich ausſteigen und einen Wechsler aufſuchen, um ſein Gold los zu werden.

Schon vor Novara beginnt eine reizloſe Gegend. Weite Mais- und Reisfelder ziehen ſich hin, hie und da von ein paar italieniſchen Pappeln unterbrochen, die mit ihrer hängenden Krone ungefähr wie alte Schreibfedern mit zerzauſten Fahnen ausſehen.

Nur die Kette des Monte Rosa, die sich höchst großartig im Hintergrunde präsentirt, verleiht diesem fruchtbaren, aber unschönen Flachland noch einen Schimmer von Poesie. Novara hat noch andere historische Erinnerungen, als die von 1849; hier kam schon die Familie Sforza zum Falle. Man durchschneidet die Flur von Vercelli (Lo dolce piano che da Vercelli a Macabo dichina sagt Dante), kömmt nach Casale, der ehemaligen Hauptstadt des Herzogthums Montferrat, endlich nach Alessandria. Lauter historischer Boden, — Marengo ein kleines Dorf, liegt eine halbe Stunde weit ab. Das ist die verhängnißvolle Ebene zwischen dem Tanaro und Ticino, die seit Ludwig Sforza und Louis XII. so viel Schlachten, um den Besitz Italiens geführt, gesehen.

Der Abend sank, als ich in der Nähe von Marengo zwischen den Reisfeldern spazierte. Ein Landmann mit einem erdfahlen, vom Wechselfieber abgemagerten Gesicht gab mir einige Auskunft über den verderblichen, aber einträglichen Agriculturzweig, den er trieb. In der Mitte April werden die Felder unter Wasser gesetzt, man streut den Samen auf den durchweichten Boden. Ein Balken, den ein Pferd zieht, genügt, den Reis in die Erde zu drücken, dann wird das Wasser abgelassen,

und so lange ferne gehalten, als der Keimprozeß dauert. Nun wird eine zweite Ueberschwemmung herbeigeführt, die bis August, bis zur Blüthenzeit der Pflanze dauert. Diese Ueberschwemmungszeit hatte bereits begonnen, mir wars, als ob ich im Nilthal wandelte. Am andern Morgen setzte ich meine Reise fort.

Eine Stunde, nachdem man Alessandria verlassen, verläßt die Eisenbahn das Flachland und stürzt sich in den Höhenzug der Voralpen, die Genua nach Norden hin schirmen. Von da an ist man bald auf, bald unter der Erde, bald in einem Tunnel, bald auf einem Viadukt. Man ist von Bergen umschlossen, die sich wie Coulissen vorschieben, Wasser stürzen von den Höhen, Mühlen und Brettsägen, Kirchthürme, Dörfer, Dämme, Brücken fliegen vorüber. Das Tiefgrün der Wälder, dem man schon ein letztes Lebewohl gesagt zu haben glaubte, ist wieder da. Aber das dauert nicht länger, als ein Traum. Man erreicht Ponte Decimo, fährt durch einen Tunnel, der alle bisherigen an Länge übertrifft, bald steigen vor dem Auge mächtige, grasbedeckte, sonst kahle Höhen empor, die Villen und Cypressenhaine zu ihren Füßen, Citadellen auf ihren Häuptern tragen — noch ein paar Stöße der Maschine, und eine weite Wasserfläche,

vom Morgenwind ſanft bewegt, zeigt ſich, ein Wäldchen von Maſten, ein ragender Leuchtthurm, eine Stadt am Buſen des Meeres ruhend, hoch hinaufgebaut; das Auge überſieht glänzende Palaſtreihen, Quais, Dampfer, Boote mit farbigen Wimpeln, Gaſſen öffnen ſich, von Matroſen und Laſtträgern wimmelnd — man iſt in Genua.

# Neuntes Kapitel.

Ein excentrischer Abbé. — Sonnenglut. — Um die Festungsmauern. — Unter Klosterbrüdern. — Der junge Mönch.

Wir waren noch nicht fünf Minuten in Genova la Superba, als es uns schon vorbehalten war, die Bekanntschaft einer sonderbaren und geradezu excentrischen Persönlichkeit zu machen. Es war ein französischer Geistlicher, ein Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren, im langen schwarzen Gewand und mit dem Schaufelhut italienischer Pfaffen, der, als wir eben im Begriffe waren, uns von Staub und Kohlenasche reinzuwaschen, wie eine Bombe in unser Zimmer fiel, uns, ehe wir es uns versahen, bei den Händen gefaßt hatte, und nun, ohne sich durch unser Negligé stören zu lassen, uns mit einer wilden, exstatischen Heiterkeit also anredete:

„Erlauben Sie, meine lieben Freunde, daß ich als ihr Zimmernachbar Sie begrüße. Sie sind doch keine Engländer, Russen oder Amerikaner?"

„Wir sind Deutsche."

„Aus welchem Theile Deutschlands, wenn ich fragen darf?“

„Wir kommen aus Böhmen.“

„Also aus der Heimat des heiligen Johannes von Nepomuk, den ich ganz besonders verehre. Herrlich! herrlich! Eines Heiligen von den größten Verdiensten! Eines Märtyrers für das Sakrament der Beichte! Herrlich! herrlich! Gute Katholiken, natürlich, — ich lese nur Gutes in Ihren Gesichtern! Vielleicht auch auf dem Wege nach Rom?“

„Nein, leider nicht!“

„Mich erwartet dies Glück! Ja, noch mehr: ich werde den heiligen Vater sprechen! Ich habe Briefe vom Univers, ich habe Verbindungen, ich werde dem heiligen Vater der Christenheit vorgestellt werden und seinen Segen erhalten! Sie wissen, als gute Katholiken, was das heißt, in der Hoffnung leben, den heiligen Vater zu sehen, daher erblicken Sie mich in dieser Aufregung! Gestern habe ich Marseille verlassen, in drei Tagen bin ich in der ewigen Stadt! O Schade, daß Sie nicht auch nach Rom gehn! Wollen Sie mit mir durch Genua fahren?“

„Danke, danke, wir haben Geschäfte!“

„Schade! Wir würden die Kirchen besuchen,

in der Maria del'Anunziata unsere Andacht verrichten, in der Kathedrale das Gefäß sehen, dessen sich unser Heiland bei seinem letzten Nachtmahl bediente. Es ist Ihnen gewiß nicht unbekannt, daß der Sagro Catino sich in Genua befindet. Wollen Sie mit mir gegen sechs Uhr im Kloster..... zu Tische speisen?"

„Wir müssen wiederholt für Ihre Freundlichkeit danken. Wir haben wichtige Gänge."

„Nun dann leben Sie wohl, der Herr sei mit Ihnen! Ich reise Morgen mit dem Frühesten nach Rom. Empfehlen Sie mich, wenn Sie daheim sind, im Gebete ihrem erhabenen Landespatron. Auch ich werde Ihrer gedenken! Adieu! Adieu!"

Er flog sturmgleich, wie er hereingekommen, wieder hinaus.

„Deve esser matto!" sagte der Kellner, der dabei gestanden und französisch verstand. Er hat übrigens mit einigen Freunden unten sehr reichlich dejeunirt. Geht nach Rom! Ein Jesuit!"

Wir gingen die Marmortreppen des Hotels de France hinab und traten ins Freie. Es war ungefähr zwei Uhr. Der Meeresspiegel blendete so, daß man die Augen kaum öffnen konnte, die Sonne brannte wie toll auf Berge, Stadt und Meer. Es ist die Art der Genueser Sonne, so

toll zu brennen. Sie hat die Berge versengt und ihnen die Farben der Dürre gegeben, sie hat den Marmor der Paläste gebräunt und ihr Mauerwerk zerklüftet, die Luft selbst scheint wie die einer Esse zu vibriren. Von dieser Sonne wird der Kupferbeschlag der Schiffe glühend und die Schiffswand so heiß, daß man sich nicht an sie lehnen kann. Kein zarter Frauenfuß wagt es in dieser Mittagszeit die Marmordielen des Quais zu betreten. Die Rosen, die sich Morgens auf den Terassen geöffnet, hängen jetzt schon ihre Köpfchen, und der leiseste Athemzug des Windes weht die Blätter auf die Straße hinab, wo sie im hochliegenden Staub ihr Grab finden. Staubbedeckt sind die Blätter des Rebstocks, der hie und da an der Mauer eines Palastes emporkriecht und hinter den großen, rothbraunen Blättern hängt dunkel und schwer die Traube.

Schiffer und Gewerbsleute suchen in diesen Mittagsstunden den Schatten, und finden ihn in den lichtlosen Gassen, die so eng sind, daß eben zwei Menschen einander darin ausweichen können. Jalousieen, Laden und Vorhänge sind geschlossen, das Licht ist dem Auge zu grell, ihm ist wohl nur in künstlicher Dämmerung. In den Tavernen sitzen die Gäste, haben die Gläser bei Seite gestellt und schlafen.

Nur die Eidechsen — selbst wie schillernde Lichtstrahlen — freuen sich dieser Hitze und laufen auf dem Gemäuer umher. Auch die Touristen haben keine Ruhe. Sie stürzen blindlings in das Gewirr der Gassen und suchen ihren Weg, entschlossen, sich überraschen zu lassen.

Wie viel Marmor, wie viel Paläste! Man ist keine halbe Stunde gegangen, ohne von dieser Wucht von Pracht erdrückt zu sein. Aber welch toller, extravaganter Geschmack! Hier ist ein Pallast — Palazzo Tursi — dunkelroth, dort ein anderer — Palazzo Spinola — citronengelb bemalt. Ein dritter ist vom Parterre bis zum Giebel mit Fresken ausstaffirt. Ein bizarrer Pinsel hat Säulen entworfen, die nichts tragen, Architrave hingesetzt und Statuen, welche riesig auf den Vorübergehenden herabsehen, in falsche Nischen gestellt. Durchbrochene Gallerieen hier und dort! Orangen- und Myrthenbäume in Kübeln machen diese Orte zu künstlichen Gärten. Welche Vorhallen und Säulenhöfe, welche Treppenhäuser mit edlen Sculpturen! Marmorne Schmuckkästen sind die Palläste. Welches Prunken mit Raum in einer Stadt, die so wenig Raum zu verschenken hat. Es ist, als ob in jedem Hause der Strada Balbi ein Graf von Monte Christo wohnte.

Aller Sonnengluth zum Trotz wollten wir einen Gang um die ganze Stadt machen. Wir wandelten an der den Hafen umschließenden Vertheidigungsmauer hin, die sich mit ihren Rondelen an die beiden Molo's lehnt, an der Darsena vorüber, bis zum Leuchtthurm, der, von starken Batterieen geschützt, frei und stolz wie eine Säule emporragt. Von dort aus eilten wir zur Höhe. Genua ist von der Landseite doppelt mit Mauern umgeben. Die erste Mauer läuft mit der Spornschanze von sechs Bastionen um die eigentliche Stadt, die andere Mauer erklimmt die Höhen des Apenins und bildet ein gleichschenkliches Dreieck mit Rondelen und Forts, das auch die Vorstädte und die angrenzenden Feldtheile umschließt. Auf jeder der einzelnen Höhenspitzen ragt ein Castell. Unter diesen detachirten Werken ist das Fort Diamante mit vier Bastionen das imposanteste. Alle Werke der äußern und innern Enceinte sind starke, revetirte Wälle, aber ziemlich verwahrlost. Die vier zusammenhängenden Systeme der Hafenbefestigung, der innern, der äußern Enceinte und der Forts bilden ein mächtiges Befestigungswerk, vielleicht das größte in Europa, dem aber eben seine Größe schaden muß.

Wir wandelten langsam, auf das Amphitheater

von Dächern unter uns blickend. Eine mächtige Stadt, der man es ansieht, daß sie einst, Venedigs Rivalin, das Meer beherrscht! Noch immer die erste und einzige Handelsstadt Italiens, aber wie weit zurück hinter ihrer ehemaligen Größe! Das Maſtenwäldchen da unten iſt ziemlich beſcheiden. Noch lange kein Marſeille! Weithin dehnt ſich der tiefe Azur des Meeres, auf dem nur hie und da ein weißes Segel oder das Rauchwölkchen eines einkehrenden Dampfers ſich zeigt. Zu Doria's Zeiten mögen dort unten die Maſten anders geflaggt haben.

Die Stunden vergingen, wir hatten die halbe Stadt umgangen, und waren weiter vom Hauſe als je. Nirgends zeigte ſich eine Gaſſe, die hinabgeführt hätte. Der Schweiß ſtand uns auf der Stirn, wir waren hungrig und durſtig, und begannen den Gang in der Mittagshitze zu verwünſchen. Da endlich zeigte ſich eine enge Paſſage, ein Vicolo, das wir hinabzuklettern begannen; es führte auf einen öden, einſamen, grasbewachſenen Platz, an einer Kirche ſammt Nebengebäuden vorüber. Kein Menſch weit und breit zu ſehen, den wir nach dem Wege hätten fragen können. Da ſehen wir einen Eſel, von ſeinem Treiber begleitet, herantraben, eine ſchwarze Geſtalt ſitzt darauf, ſie kömmt näher —

welch' ein Zufall — es ist der Abbé, der uns vor drei oder vier Stunden verlassen.

„Wo kommen Sie her, meine Freunde?" ruft er, sein Thier parirend, mit erstaunter Miene.

„Von der Höhe; wir haben den Umkreis um die halbe Stadt gemacht, und sind halb todt vor Müdigkeit und Hitze!"

„Unvorsichtige Menschen! Sie konnten den Sonnenstich bekommen! Noch einmal, wollen Sie mit mir dort im Kloster speisen?"

Wir waren längst nicht mehr in der Stimmung, ein solches Anerbieten, wo es uns gekommen wäre, abzulehnen. Der Esel trabte vorwärts und wir Beide standen bald an der Seite unseres excentrischen Begleiters im Corridor des Klosters.

„Ehrwürdiger Vater," redete einen Augenblick später unser neuer Freund den Prior an, der ihm auf der Treppe entgegengekommen war. „Sie müssen noch zwei Gedecke auftragen lassen. Ich bringe Ihnen zwei junge Männer aus Böhmen mit."

Der Prior lächelte gutmüthig und führte uns, vorangehend, ins Refektorium. Es war eine kühle, weite Halle mit Ziegelsteinen gepflastert, mit einem langen Tisch in der Mitte, um den herum mindestens fünfzehn Stühle standen. Welche La-

bung nach solch ausgestandener Hitze. Die Fensterladen waren halb zugelehnt, vor jedem Couvert stand eine Flasche kühlen Weins, in einem großen Glasbecken lagen Stücke Eis — vielleicht vom Monte Rosa. Der Pfirsich, die japanische Mispel, die Orange dufteten durch den Raum. Die Glocke hatte zu läuten begonnen und ein Bruder erschien nach dem andern. Es waren fromme Baarfüßler von charakteristischer Erscheinung: die einen corpulent, mit gerötheten Gesichtern und feisten Stiernacken, die andern hager, mit fanatischen Augen und geschwungenen Habichtsnasen. Allen war der Kopf, bis auf einen schmalen Haarkranz, kahlgeschoren.

Der Wein und der lebhafte Ton des excentrischen Franzosen, verscheuchten bald das Gefühl von Gêne, das uns Anfangs in einer so fremdartigen Gesellschaft zu überkommen drohte. Wir merkten rasch, daß wir uns unter Menschen von den barokksten Ansichten befänden und waren entschlossen, uns vorerst möglichst still zu verhalten, um keinen Anstoß zu geben. In den Ton, der gar bald zu Tage kam, mochten wir nicht einstimmen, aber auch widersprechen wollten wir nicht. Die Gesellschaft um uns herum war offenbar mit allen modernen Institutionen ihres Vaterlandes in offenem Krieg. In uns sahen die guten

Väter fromme, unverdorbene Hyperboraer, ihre Alliirten. Das war komisch, wir waren neugierig, zu sehen, wohin es führen werde.

„Die Welt hat sich umgekehrt," sagte endlich der Prior. „Einst waren die Deutschen vom schismatischen Geiste angesteckt, als Italien orthodox war. Jetzt befindet sich unser armes Vaterland im Aufstande gegen seinen geistlichen Vater und die Deutschen sind seine Stütze. Gibt es," wendete sich der Prior an mich, „noch viele Anhänger des Luthero in Deutschland?"

„Noch etwelche — in Preußen zum Beispiel."

„Rechnen Sie denn," fragte der Prior erstaunt, „die Prussiani zu den Deutschen? Ich halte sie für eine eigene Nation, die einerseits mit den Russen, anderseits mit den Holländern verwandt ist."

„Diese ethnographischen Verhältnisse," erwiderte der Freund statt meiner, „sind von den Gelehrten noch nicht völlig festgestellt."

„Es ist natürlich," fiel ein alter Frater ein, „daß die Deutschen ihre Zahl vergrößern möchten und auch Völker zu sich rechnen, die mit ihnen nur weitläufig verwandt sind. Strenggenommen rechnet man zu den Deutschen nur die Tyrolesi, die Bavaresi und die Austriaci."

„Nun — und die Boemi vergessen Sie?" er-

gänzte ein Dritter. „Doch in Boemia hat es auch seiner Zeit Ketzer gegeben. Gibt es noch Hussiten dort?"

„Keinen einzigen. Ganz ausgerottet!"

„Gott sei Dank, Gott sei Dank! In Turin hat man den Schismatikern eine Kirche bauen helfen."

Die Schüsseln kreuzten wieder und unter manchem Seufzer wurden die Gläser vollgeschenkt und wieder geleert.

„Welchen Eindruck," rief plötzlich ein hagerer Mönch von der anderen Seite des Tisches herüber, „muß es bei Ihnen gemacht haben, als der heilige Vater sagte: „Die Deutschen, meine geliebten Söhne." Hier brachte es die Feinde der Kirche zum Rasen, in Deutschland muß es jedes Herz freudig durchzuckt haben."

„Einen unermeßlichen Eindruck hat es hervorgebracht," sagte mein Freund, „man fragte sich allenthalben, ob das derselbe Mann sei, der acht oder neun Jahre vorher die Fahnen der Crociati gesegnet."

„Pio Nono," sagte der Prior, „war eine Zeit lang auf einem gräßlichen Abwege. Da öffnete ihm Gott die Augen und er sah, an welchem Abgrunde er sich befand. Er ist nahe daran ge-

wesen, sich und die Kirche ins Verderben zu ziehen."

Die Teller wurden gewechselt, ein neuer Gang von Speisen aufgetragen, eine längere Pause, die nur vom Lärm der Messer und Gabeln unterbrochen wurde, trat ein. Endlich begann der Prior wieder: „Wohin es mit uns noch kommen soll, weiß Gott allein! Ehedem betrachtete sich Sardinien als die Vormauer gegen alle ketzerischen Principien, die sich von Frankreich und der Schweiz aus über die Halbinsel verbreiten wollten. Darum öffnete Sardinien den Jesuiten wieder die Thore der Klöster. Auf dringende Verwendung des Königs Carlo Felice sprach der Pabst im Jahre 1838 den Grafen Umberto von Savoyen und den Erzbischof von Canterbury, Bonifaz von Savoyen heilig. Man hätte glauben sollen, daß so etwas ewig zu Dank verpflichten müsse! Die Undankbaren haben alles vergessen. Noch unter dem vorvorigen König mußten die Juden gelbe Abzeichen an ihren Kleidern tragen, hatten ihre Ghettos und durften Nachts nicht ausgehen. Ein gerechtes Gesetz, wenn es je Eins gab, denn was kann ein Jude zu nächtlicher Zeit in den Gassen der Christen wollen? Jetzt besitzen die Juden Paläste in Genua und Turin. Ist das in einem christlichen

Staate erlaubt? Seit 1849 vollends ist vor der Fluth der Bösen jeder Damm eingerissen. Die Censur ist abgeschafft, dieser nothwendige Zügel und die täglichen Schandblätter drucken alle unbeglaubigten Verläumdungen, die nur in alten Chronisten gegen die Päbste zu finden, ungestraft nach. Das Gesetz Sicardi vollends, das uns so schwer betroffen" —

Bei diesem letzten Namen, der sie am schwersten zu treffen schien, erhoben sich alle Stimmen zugleich im wilden Durcheinander, und Klagen, Verwünschungen, Drohungen aller Art vermischten sich. Ein Lärm, in welchem man nichts deutlich vernehmen konnte, dauerte minutenlang fort. Endlich hörte man die schneidende Stimme des Franzosen, der sagte:

„Aber das ist nur ein erster Schritt — es ist nur zu klar, was ihr Vorhaben ist: sie wollen die Secularisation des Pabstes" —

Ein neues Gewirr von hingejagten Bemerkungen und Exclamationen brach los, die Mönche erhoben sich und bildeten einzelne Gruppen. Der Prior und einige der ältesten und scheinbar angesehensten unter den Vätern umgaben den Abbé und redeten ihm eifrig zu.

„Der Fels Petri," hörte ich eine Stimme ru-

fen, „wird doch die Pforten der Hölle überdauern.“—

„Rom ist die ewige Stadt,“ rief ein Anderer.

„Rom,“ sagte mein Freund halblaut, „ist der ewige Jude unter den Städten. Er kann nicht leben und nicht sterben“ —

Nur Einer außer mir hatte diese Worte gehört; es war ein junger Mönch, hager, mit dunklen Feueraugen, der während des ganzen Mahles kein Wört gesprochen hatte. Er nahm meinen Freund bei Seite und fragte ihn, wie er das gemeint. Dieser, der langen Selbstverleugnung müde, ließ die Maske, die er bisher getragen, fallen.

Eine Viertelstunde später verabschiedeten wir uns aus dem Kreise der Väter, die noch immer nicht zur Ruhe kommen konnten. Der junge Mönch geleitete uns mit einem Licht die Treppe hinab. Plötzlich blieb er stehen und ergriff die Hand meines Freundes:

„Glauben Sie nicht,“ sagte er mit bewegter Stimme, „daß Alle so denken, wie die, die Sie gehört. Ich zum Beispiel — hier muß ich leben — o welch ein Leben, — muß mich verstellen und schweigen — doch, es wird noch anders! Ja, es kömmt noch die Zeit, wo ich dies Kleid von mir werfe.....“

Wir horchten verwundert, der junge Mann aber, der dies alles rasch und in einem Fieber der Aufregung gesprochen, hielt wieder einen Augenblick inne, während sein Gesicht einen heftigen Kampf ausdrückte und fuhr fort: „Ich bin ja in einem Alpenthal zwischen Lucerna und Perusa geboren — ich bin — ja ich bin ein heimlicher Waldenser!"

Er hatte es kaum gesprochen, als ein Luftzug im Corridor das Licht, das er in der Hand hielt, ausblies. Wir standen hart vor der Thüre, sie that sich auf, der junge Mensch verschwand im Dunkeln.

Minutenlang standen wir ohne ein Wort zu reden, vor dem Portale des Klosters, Beide ergriffen von der seltsamen Scene, die wir erlebt. Ueber uns zogen die Wolken, von einem heranziehenden Gewitter gejagt. Langsam gingen wir über den öden Platz und dann die Treppen hinab, um die innere Stadt und unser Hotel wieder aufzusuchen.

# Zehntes Kapitel.

Ein Gang durch die Stadt. — Im Hafen. — Vor der Börse. — Vor den Bilderladen. — Aquasola. — Verschiedene Nachtmusiken.

Ich muß es anderen, die durch ihre Kenntnisse dazu befugt sind, überlassen, über den oft und oft behandelten Gegenstand: Kirchen und Bildergallerien zu reden. Ich würde da nur meine Unwissenheit an den Tag legen. Besser ist's ich schildere, was man auf einem Gang durch die Stadt sieht. Zum Glück ist das Volksleben so reich und mannigfaltig, daß man immer hoffen darf, da oder dort einen neuen Zug zu bringen.

Schon des Morgens in aller Frühe ist der Hafen voll Leben. Baarfüßig und baarhäuptig, mit ziegelrothem Gesicht und schwarzem Bart kommen die Lastträger daher, ein Hemd und ein kurzes Beinkleid von gestreiftem Segeltuch am Leibe, schweißbedeckt, Waarenballen auf dem Rücken schleppend. Nur die eine Hälfte dieser Leute sind Genuesen, die andere Bergamasken, Facchini, di

Caravana. Auf ihrer breiten, schwarzbehaarten Brust balancirt das Blech mit ihrer Nummer, wie ein Amulet. Seetitanen mit rothen Mützen und nackten Beinen, soeben aus allen Enden der Welt heimgekehrt, liegen in malerischer Nonchalance auf den cyclopischen Mauern des Quais. Hunderte von melancholischen Eseln und cholerischen und widerspenstigen Maulthieren, stehen einzeln vorgespannt vor kleinen Karren, wiehern halbtoll vor Hitze und Ermüdung, schnappen nach einander, werden angetrieben, brechen zusammen, werden mit Prügeln und Flüchen wieder aufgerüttelt und schleppen ihre Ladungen weiter, die engen, nur für ein Pferd zugänglichen Gassen hinan. Welch Durcheinander, welch Gedränge, welcher Wirrwar! Hier und dort stehn Schiffer mit wachsleinwandüberzogenen Hüten, rothen Schärpen und rufen: Un batello Signori! Un bateau pour aller en mer!" Es ist schwer von ihnen loszukommen. Dazwischen sieht man Matrosen der sardinischen Marine, auf dem Hute das Kreuz von Sardinien, in blauen Hemden mit breiten Kragen, wie es scheint, eine tüchtige Truppe.

Endlich haben wir einen Schiffer gewählt, der mit uns eine Tour im Hafen machen soll. Es ist ein Greis, hager und braun wie ein Araber, nur

mit einem Hemde und einer Hose bekleidet, mit einem alten Strohhut auf dem Kopfe. Er thut einige Schläge in das schwarze Wasser und fährt uns mit einer wunderbaren Geschicklichkeit durch das Gedränge von Schiffen hinaus. Hart aneinander stehen sie, daß man sie für festgerannt halten möchte, der alte Schiffer aber weiß seinen Weg aus dem ärgsten Wirrwar zu finden, und beschreibt mit seinem Kiel so kunstvolle Linien, wie nur ein Kalligraph die seinigen. Nirgends stößt er an, auf spannweite fährt er vorüber. Kauffahrer aus aller Welt sind da, wie die Farben auf den Masten bezeugen. Hier Neapolitaner, hier Engländer, dort Schweden, Holländer, Franzosen, dort schauen von der Flagge die Sterne des freien Amerika herab. Ein türkisches Fahrzeug, ein Dampfer, liegt seitwärts, traurigen und schmutzigen Ansehns, die Bemannung ist braun, auch Neger sind darunter. Auf der hohen See steht, groß und einsam, ein brasilianisches Linienschiff.

Der Handel Sardiniens ist namentlich mit Südamerika nicht unbedeutend. Dort haben Emigranten aus Ligurien Colonien gegründet, die noch in Verbindung mit dem Mutterlande geblieben sind. Ueber dreitausend Schiffe von jeder Größe, über 167,000 Tonnen Last tragend und mit 27,000

Matrosen bemannt, gehn hin und her. Die Seefahrer der Riviera sind übrigens in aller Welt bekannt. Es vereinigen sich aber auch alle Umstände, um die Entwicklung einer Marine zu fördern. Eisen liefert das Thal von Aosta und die Insel Sardinien reichlich und von bester Qualität, Kupfer die Minen von Ollomont, die Wälder von Savoyen liefern Masten, die Wälder der Insel Bauholz; die Ebenen von Piemont geben Hanf bester Art für Segel und Taue.

Kehren wir aus dem Hafen zurück; das Boot sucht seinen Weg durch das Gewühl der Fahrzeuge und wir treten in der Gegend des Molo Vecchio ans Land. Wir kommen an der Loggia dei Banchi (der Börse) vorbei, und drängen uns durch ein Gewühl von Geschäftsleuten aller Art, Vetturini und Schiffern. Das Haus selbst, durch dessen weitoffene Fenster wir blicken, ist fast leer; alles steht draußen. Strohstühle sind in zwei Reihen gestellt, kleine Café's und Buden der Wechsler bilden die Garnitur dieser Gasse. Ernste Orientalen rauchen ihre Pfeifen, Griechen, an der pelzbesetzten Jacke und Fustanellen kenntlich, gestikuliren heftig.

Eine zweite Börse wird in der Mittagsstunde in der Nähe des Postgebäudes abgehalten. Dort, wo eine Reihe von Treppen auf den terrassenartig

hohen Platz führt, läuft ein eisernes Geländer ringsum. Unsereiner würde nur wagen, sich auf dies schmale Geländer zu setzen, wenn er sich mit beiden Händen festhielte und auch da würde ihn nicht die Sorge verlassen, daß er durch einen Unfall aus dem Gleichgewicht kommen und zwanzig Fuß tief hinabstürzen könne. Der Genueſe scheint es durch jahrelange Uebung dahingebracht zu haben, auf diesem Geländer in Balance zu bleiben, ohne eines Anhalts zu bedürfen und wie man oft eine Mauer entlang eine Reihe von Sperlingen aneinandergedrängt sitzen sieht, sitzen um diese Zeit Hunderte von Menschen schwatzend auf dem gefährlichen Eisenstreif, von dem herab ein Sturz das Leben kosten kann. Solange nur Schatten ist, bleiben die Plätze dort keinen Augenblick leer. Daneben rufen die Zeitungsverkäufer ihre Tagesblätter, die Italia del popolo, die Unione, den Corriere mercantile aus.

Bleiben wir vor dieser Buch- und Kunsthandlung stehen. Ein großes in Oel gemaltes Portrait des Königs Victor Emanuel ist dort zum Verkauf ausgestellt, ich mußte es, so oft ich vorüberging, ansehen, so außerordentlich frappant ist dies Gesicht. Der Kopf, hellblond und feist, ist mit dem Ausdruck eines herausfordernden Stolzes zurückgewor-

fen. Ein Schnurrbart, der den Haynau's offenbar zu übertreffen strebt, von rothblonder Farbe, fällt bis tief auf die Brust herab. Oben zusammengedreht, löst sich dieser Monstreschnurrbart weiter unten wie ein Kometenschweif auf. Die Nase ist kurz und unedel klumpig, die Augen sind klein, alle Züge beinahe gemein, fast wie die eines Königs Gambrinus, aber sie sprechen von einer merkwürdigen Energie und einer ungezügelten Kraft. Der ganze Kopf hat etwas vom Eisenfresser, vom theatralischen Bramarbas, doch fesselt er immer wieder. Es will dies Gesicht durchaus nicht mit in die Reihen der übrigen europäischen Königsfamilien passen.

Ein paar Schritte weiter, bei einem geringen Bilderkrämer, hängt ein anderes Bild, vor dem sich Gruppen bilden, eine Lithographie. Ein schönes Weib mit herabfließendem Haar ist, wie der Heiland, an's Kreuz geschlagen. Die Figur stellt die „gekreuzigte Italia" vor. Zwei Nägel sind durch die ausgebreiteten Hände, einer durch die zusammengelegten Füße getrieben, die Knöpfe der Nägel aber sind drei Köpfe: die des Kaisers von Oestreich, des Papstes und des Königs von Sicilen — alle ähnlich. Welche anomale exceptionelle Rolle spielt ein Land, in welchem ein sol-

ches Bild, vor welchem Tausende stehn bleiben, offen ausgestellt werden darf, ohne daß sich ein Polizeicommissär im Laden einfindet und die Wegnahme fordert... Würde es in England gestattet sein? Ich weiß nicht. Doch ein paar Schritte weiter sah man das Portrait des Agesilao Milano.....

Fort von diesen düstern Mahnzeichen! Es ist Nachmittag und friedlich wandern die Leute nach Aquasola. Wir wandern mit.

Die Aquasola ist eine Promenade, hoch über der Stadt auf einer weiten Terrasse, von der aus man eine herrliche Aussicht auf das Meer genießt. Schattige Alleen bilden ein Viereck und in der Mitte eines grünen Rasenplatzes steigt ein mächtiger Springquell aus einem großen Bassin schäumend empor. Wie man an einem Sonntag in Paris tausend Stühle im Tuillerieengarten sieht, so auch hier; aber die Frauen, die auf diesen tausend und tausend Stühlen Platz nehmen, sind schöner, als die Pariserinnen in der Regel. Es sind Frauen mit nächtlichschwarzen, üppigen Haaren, und dunklen Feueraugen; einer strengen und ernsten, vielleicht allzu ernsten Schönheit. Die meisten tragen nur den weißen, breiten, wallenden Schleier, der im Haargeflecht mit zwei großen goldenen Nadeln festgesteckt ist, die wenigsten Hüte.

Die Uniformen, besonders die malerische Tracht der Bersaglieri mit dem runden Hut und den hellgrünen Roßhaarbüschen, tragen zum eigenthümlichen Colorit dieses großartigen Menschengewühls bei. Die Militärmusikcapelle spielt und vor den Cafés, im Schatten der Bäume, trinkt man Sorbet und ißt Eis.

Kommt der Abend, so zieht sich das Gewühl wieder in die Stadt zurück. In den hinabsteigenden Gassen ist ein compaktes Gedränge und auf dem weiten Corso, vom Theater bis hinab zur Piazza delle fontane amorose wogt es auf und nieder. „Platz der verliebten Quellen!“ Ein eigenthümlicher Reiz liegt im Namen! Wir daheim — warum könnent wir unseren Plätzen nur die prosaischen Namen: Roßmarkt, Gensdarmenmarkt u. s. w. geben? Und wirklich, unter diesem lauen Himmel des Südens scheinen die Quellen, die dort vereint, vom Strahle des Mondes erhellt, in ein Marmorbassin fallen, vor Liebe zu murmeln. Indeß beleuchten sich die Fenster des Theaters Carlo Felice — man giebt den Propheten, — wir aber wandeln hinab zum Café del Centro, einem der schönsten Cafés, die ich kenne.

Auf einer Terasse ist dort ein Garten der herrlichsten Gewächse hingezaubert. Kleine Bosquetts,

kleine Irrgänge laden zum Sitzen ein. Elegante Herren und Damen kommen und gehn. Ein gutes Orchester spielt alle Abende. Es ist schön dort beim Sorbeto zu sitzen und der Musik zuzuhören. Die Springbrunnen rauschen und der Duft der blühenden Orangen und Akazienbäume durchzieht die Lüfte.

Verlassen wir dies elegante Viertel und kehren wir in den mehr vom Volke bewohnten Stadttheil zurück. Es hat bereits elf Uhr geschlagen, aber die Gassen sind noch mit Menschen gefüllt. Hier, auf einem kleinen Platze, den von zwei Seiten uralte Kirchen aus schwarz und weiß gewürfelten Marmorquadern einschließen, dröhnt uns ein unsagbarer Höllenlärm entgegen, dem, wenn er schweigt, ein hundertstimmiges Gelächter folgt. Was ist das? Matrosen, die ihre Löhnung erhalten haben und übermüthig geworden sind, haben fünf bis sechs Drehorgeln gemiethet, haben sie im Kreis zusammentreten lassen und ihnen aufgetragen, ihre fünf bis sechs verschiedenen Melodieen zu gleicher Zeit abzuleiern! Das gibt einen Wirrwar von Tönen, ein Charivari ohne Gleichen und kindlich freut sich das Volk daran.

Endlich wird es Mitternacht, aber die Luft bleibt schwül. Die Gassen haben sich geleert. Da tönt

ein Chor an unser Ohr von seltsamer Wirkung. Eine Gesellschaft von sechs oder acht jungen Leuten, Matrosen, Proletarier, kömmt heran. Jeder hat den rechten Arm auf die Schulter des Andern gelegt, so daß sie eine Kette bilden, jeder hält die linke Hand an sein Ohr, damit ihn die Stimme seines Nachbars nicht irre mache. Vierstimmig singen die einen ein Schifferlied, die andern accompagniren mit Brummstimmen, einer scheint eine Cither im Mantel zu verbergen, die, so oft die Strophe der Sänger schweigt, ein paar Töne auslingen läßt.

Die Leute reden kein Wort, sie freuen sich ihrer Schiffermelodie. Durch zehn Gassen, halbe Stunden lang, konnte ich diesen fahrenden Sängern folgen und ihrem Liede zuhören, das so seltsam war, daß ichs nie nachzusingen lernte, aber so schön, daß es mir heute noch zuweilen geisterähnlich in der Erinnerung nachklingt.

---

# Elftes Kapitel.

Ersparungspläne. — Das Café Constanza. — Das Zimmer in der Luna. — Der nächtliche Nachbar. — Vor der Polizei. — Wer der Nachbar gewesen. — Wohlfeil ist theuer.

Es war ein Sonntag. Mein Freund, der nach Florenz reiste, hatte sich mit Tagesanbruch nach Livorno eingeschifft. Ich war Vormittags auf der Villa Pallavicini, Nachmittags in Aquasola gewesen, und dort hatten mich Orangen- und Cypressenhaine, hier die dunklen Augen der Genueserinnen in einen solchen Rausch versetzt, daß ich mir dachte, es müsse göttlich sein, vier volle Wochen in der ligurischen Hauptstadt zuzubringen. Um mit dem Süßen und Schönen auch Nützliches zu verbinden, wollte ich die königliche Bibliothek, vielleicht gar das Staatsarchiv besuchen und einem interessanten Stoff, den ich schon lange im Auge hatte, des Weiteren nachspüren.

Für diesen Fall schien es mir sehr rathsam, das Hotel de France zu verlassen und eine wohl-

feilere Privatwohnung zu beziehen. Das Zimmer, das ich bewohnte, war ein gar beredter Ausdruck des Vertrauens, das der Oberkellner, der es mir angewiesen, in meine Finanzen setzte, aber wahrlich, es schien mehr für einen Lord, als für einen deutschen Schriftsteller geschaffen.

Das Gemach war groß, marmorgetäfelt und hatte die prächtigste Aussicht auf den Hafen und auf den Molo hinaus. Tisch und Stühle waren von solidem Mahagoni, die Spiegel hingen in schöngeschnitzten, vergoldeten Rahmen, über dem Bett, das schier so breit wie lang, war eine weiße Mousselindrapperie angebracht, in welcher man sich, wie der Feldherr in seinem Zelte, abschließen konnte. Das kostbarste Objekt aber war ein Oelgemälde mit lebensgroßen Figuren, die schöne Wittfrau Judith, die Heldin von Bethulien in dem Momente darstellend, da sie sich eben von der Seite des Feldherrn erhebt, um die elendeste aller sogenannten Heldenthaten an dem Schlafenden zu vollbringen. Gewiß, dies Bild mußte das Werk, oder mindestens die Copie eines vortrefflichen Meisters sein! Katzenartig grausam spielten die langgeschnittenen Augen nach dem Schlummernden, jede seiner Bewegungen überwachend, hinüber, während die schöne, zierliche Hand bereits nach dem Schwerte griff, das

der Feldherr zu den Oberkleidern der schönen Jüdin gelegt hatte. Welch herrlicher Kopf, welch entzückende Brust, welch üppiges Bein! Ich konnte so Abends stundenlang dem Bilde gegenüber sitzen, und mich dabei in Gedanken über ein Volk vertiefen, das schon von Anbeginn schrecklich war....

Am andern Morgen frühstückte ich wie gewöhnlich im kleinen Café della Constanza, unfern von der Börse in der kleinen menschenwimmelnden Strada degli Orefici. Dies Kaffeehaus war mir besonders durch das tolle Gebahren seiner Kellner amüsant. Alles, was der Eintretende dort bestellte, wurde nämlich von dem dienstthuenden Garçon mit einer wahren Stentorstimme einer am Eingang der Küche sitzenden Person zugerufen, die es in ein Buch eintrug, während es vom Chef der Küche wieder den im Hintergrunde unsichtbar waltenden Geistern zugerufen wurde. Der wilde, gleichsam enthusiastische Ruf des Oberkellners, die melancholische Wiederholung durch den Küchenchef bildeten einen Contrast, der für den, der es zuerst hörte, von grotteskester Wirkung war. Das Rufen der Kellner im Café de la Rotonde in Paris ist nichts dagegen.

Auch Lorenzo, der Kellner mit der Stentorstimme im Café della Constanza, der längere Zeit

in Mailand gedient, war kein Deutschenfeind, wenn man seinen ungestümen ligurischen Geist durch Trinkgelder zu versöhnen suchte. Er brachte mir stets statt der gewöhnlichen Michetta das Gifele, wie er es nannte, d. i. ein Kipfel, wie es Wiener Bäcker, die sich in Genua angesiedelt haben, liefern, und gestand, daß die Deutschen besseres Brod als alle Italiener zusammen zu backen verständen. Als ich ihn fragte, ob er von keiner Privatwohnung wisse, äußerte er seine Zufriedenheit darüber, daß es mir in Genua gefalle und bat mich, nur noch eine Weile zu gedulden, bis sich der Andrang der Gäste verloren habe. Dann wolle er mich nebenan in's kleine Albergo della Luna führen, wo ich wohlfeil und gut aufgehoben sein werde. Dienstwillig führte er mich wirklich eine halbe Stunde später in ein Haus, das in derselben Gasse, doch höher oben lag.

Der Padrone der Luna war ein hagerer, schwarzhaariger, olivengelber Mann, ein echter Genuese. Er war voll Devotion und bat mich, ihm in das zweite Stockwerk hinauf zu folgen. Dort sperrte er zuerst eine Art Vorsaal, dann ein kleines Zimmer auf, dessen zwei Fenster auf die Strada dei Orefici hinausgingen. Die Wände waren nackt und kahl, die Meubel ärmlich. Alles muthete mich trüb und

dürftig an. Doch der Padrone meinte, es würde bald ganz anders aussehen, wenn erst Vorhänge und Spiegel angebracht, der Boden gewichst wäre.

„Und was soll dies Zimmer kosten?“ fragte ich.

„Licht und Bedienung eingerechnet, vier Franken täglich. Bedenken Sie nur, wie jetzt, in der herannahenden Saison der Bäder die Wohnungen im Preise steigen.“

„Und wenn ich das Zimmer auf einen Monat nehme?“

„Vier Franken täglich macht hundertzwanzig Franken in dreißig Tagen. Bedenken Sie, wie freundlich das Zimmer aussehen wird, wenn es erst vollständig hergerichtet ist. Die Wohnung ist kühl und dabei doch licht, in der Mitte der Stadt. Sie können so lange bleiben, als Sie wollen; wenn Sie ausziehen, berechnen wir die Tage. Auch das Vorzimmer ist zur Benutzung frei; ein Piano steht darin.“

„Wohlan, ich nehme das Zimmer unter einer Bedingung. Wenn ich einen Monat geblieben sein sollte, zahle ich statt hundertzwanzig Franken nur hundert und zehn.“

„O Excellenza, ich berechne nur nach Tagen. Meine Zimmer stehn nie leer, wie die eines Privatquartiers, ich muß daher jeden Tag zu benutzen

suchen — jedoch es sei! Hundert und zehn Franken."

Es mochte zehn Uhr Abends sein, als ich in meine neue Wohnung trat, in welche der Hausknecht des Hotel de France bereits meine Sachen gebracht hatte. Wohl war das Zimmer hergerichtet worden, aber wie! Ein armseliges Fähnlein schwebte als Drapperie über dem Fenster, ein fadenscheiniger Hader lag als Teppich vor dem Bett, ein harter, kuhhaargepolsterter Sessel stand vor dem wackligen und wurmstichigen, mit klebrigem Wachsstoff überzogenen Tischchen. „Du hast's gewollt!" sagte ich unmuthig und verfiel in trübe Gedanken. Dies Zimmer mahnte mich an ein ganz ähnliches im Quartier Latin, in welchem ich schlimme Tage verlebt. Ich löschte das Talglicht aus, um eher einzuschlafen.

Eine Weile später war mir, als habe sich etwas im Vorzimmer geregt, doch ich beachtete es nicht, ich wußte, daß ich die Thüre geschlossen hatte. Ich schlief ein. Da weckt mich plötzlich ein Lichtschein, der in mein Zimmer fällt. Ich fahre auf. Ich hatte es nicht beachtet, daß sich oben in meiner Thür ein Fensterchen, von einem hölzernen Schieber bedeckt, befinde, das vom Vorsaal aus zu öffnen war. Vor diesem Fensterchen stand ein Mann im Hemd, der ein Licht in der Hand hielt.

„Was gibts?“ rief ich.

„Ich besehe mir das Zimmer, in welches mich der Padrone gebettet.“

„Sie — gebettet?“

„Ich schlafe im Vorzimmer.“

„Das Vorzimmer gehört zu meiner Wohnung.“

„Das machen Sie mit dem Padrone aus. Gute Nacht.“

Der Schieber ging zu und ich hörte, wie der Nachbar sich auf eine auf die Erde ausgebreitete Matrazze legte. Ich selbst warf mich fluchend wieder in's Bett. Es war ein Uhr geworden.

Kaum war ich eingeschlafen, als ich wieder auffuhr. Ein abscheuliches Brennen, als läge ich auf Nesseln, weckte mich. Abermals muß ich nach dem Feuerzeug greifen — weh mir! Eine Heerschaar ist da jener schleichenden Gäste, die Tags über hinter den Tapeten lauern und des Nachts blutlechzend hervorkommen. Hier eine und dort eine — und dort abermals und abermals! Soll ich den Wirth wecken? Der Nachbar nebenan hat mir die Thüre verriegelt. Ich setze mich auf den kuhhaargepolsterten Stuhl und breite den Mantel über mich aus. Es ist eine Nacht, wie bei der alten Bonavetti . . .

„Signor,“ sagte ich am andern Morgen zum

Padrone, nachdem ich die Klingelschnur fast zerrissen, „ich habe die heutige Nacht auf diesem Stuhl zugebracht.“

„Wie ist das möglich! Das Bett ist vortrefflich. Es sind Stahlfedern darin.“

„Vielleicht, aber auch Wanzen.“

„Unmöglich, Täuschung! Es gibt keine Wanze im ganzen Hause. Nicht um einen Napoleond'or eine zu bekommen! Es wird eine Mücke ins Zimmer geflogen sein.“

„Was schwimmt hier im Waschbecken?“

„Etwas Braunes, aber nimmermehr eine Wanze. Wie käme die hierher?“

„Auf ihren sechs Beinen. Die ganze Tapete ist voll von ihnen.“

„Heilige Madonna! Kostbare, neue Tapeten!“

„Ich verlasse Ihr Haus, Signor.“

„Wie Sie befehlen. Ich mag mit einem Herrn nichts zu thun haben, der mir mein Quartier verunglimpft: Wenn Sie mir eine lebende Wanze zeigen, will ich hundert Franken verlieren.“

„Wetten ist leicht, da sich diese Thiere bei Tag verbergen. Ich bezahle diese Nacht und gehe.“

„O das nicht, mein Herr! Sie gehn sobald Sie wollen, aber vorher zahlen Sie die accordirte Summe: hundert und zehn Franken.“

„Hundert und zehn Franken, für eine Nacht auf einem Sessel verbracht!“....

„Es gibt keine Wanzen hier“....

„Nicht Eine, hundert. Sie wetten hundert Franken, es wäre des Teufels, wenn bei solchem Ueberfluß des Artikels“ —

Ich sah an die Mauer und hatte nicht vergeblich gehofft. Träg und von Unmäßigkeit schlaff, schlich eben noch ein Ungeheuer seinem Schlupfwinkel zu.

„Padrone, ich frage Sie, was da kriecht?“

„Eine Wanze in der That. Kein Haus in Genua ist davon frei. Es gibt ihrer im Palaste des Vicekönigs, in jedem Zimmer, in jedem Bette! Die Herzogin von Genua kann nicht schlafen vor Wanzen —“

„Sie wetteten aber soeben —“

„Eine Redensart, mein Herr! das ändert nichts an unserer Verabredung. Sie haben auf einen Monat gemiethet, hundert und zehn Franken!

„Keinen Heller mehr, als ich Ihnen für die Nacht schulde. Sie zeigen sich in jeder Ihrer Reden als ein Schubiack.“

„Wir werden zur Polizei gehn.“

„Sehr gern, Subjecte, wie Sie, finden dort verdiente Abfertigung!“

Die Hausfrau war während dieses Wortwechsels eingetroffen und rief in ihrem Genueser Dialekt Himmel und Erde zu Zeugen an, daß sie noch nie einen Fremden von so unverschämtem Betragen gesehn. Ich rüstete still und emsig den Koffer und machte mich bereit, zur Polizei zu gehen.

Es war Frohnleichnamstag. Alles bereitete sich zu einem großartigen Feste vor. Ueber die Straßen, die der Zug mit dem Allerheiligsten passiren sollte, waren breite, weiße und orangefarbene Leinwanden gespannt und schaukelten sich leise an ihren Schnüren; es war als habe Genua, die alte Königin der Meere, alle ihre Segel in die Lüfte gehängt. Tausende und Tausende von Rohrstühlen standen in Reihen längs den Häusern und in zwei Reihen quer über die Piazza gestellt. Dazwischen und darum wogte ein Gewühl, Kopf an Kopf. Allmälig kam etwas Ordnung hinein. Die Frauen, alle wie Bräute mit langen, weißen Schleiern im Haare, nehmen auf den Sesseln Platz, die Männer traten zurück. Noch hatte der Zug nicht begonnen. Aus den Kirchen kamen ganze Schaaren von Pfaffen und Mönchen in allen erdenkbaren Kutten. Züge frommer Brüderschaften in blauen Domino's, die Köpfe von einer Gugel verhüllt, aus denen durch zwei viereckige

Oeffnungen die Augen durchsahen, eilten vorbei. Von den Kirchen- und Klosterportalen hingen rothe Sammtdrapperieen herab, selbst die Säulen hatten ihren sammtenen Ueberzug und tausend Lichter schimmerten aus dem Dunkel durch die geöffneten Pforten. Nun erklangen die schweren Glocken, langsam, mächtig, majestätisch, Schüsse tönten vom Hafen her und ein unendliches Surren der Menge verkündigte das Herannahen des Corpus Domini....

Ich hatte nur ein halbes Auge für dieses Schauspiel. Ich eilte an der Kathedrale San Lorenzo vorbei, zum Palazzo della Cita, der ehemaligen Dogenresidenz, worin sich heute das Uffizzio della Polizia befindet. Der Padrone der Luna wartete bereits in der Halle, und bald wurden wir beide vor dem Polizeicommissar gelassen.

Es war ein junger Mann in eleganten Lackstiefeln, der mich bat, meine Sache französisch vorzutragen. Ich erzählte, wie der Wirth der Luna es betont habe, daß er seine Zimmer Tageweise vermiethe, und die Ermäßigung des Preises nur eventuell, wenn ich einen Monat geblieben, stipulirt worden sei. Der Padrone dagegen verlor sich in eine weitläufige Beschreibung der Schönheit und Reinlichkeit seiner Gemächer, die er mit Vasen, Spiegeln, Bildern, Stukaturen, Piano's und Sta-

tuen so herrlich geziert habe, daß jeder Fürst hineinziehen könne. Wenn es dort ein paar Wanzen gebe, so sei das ein Uebel, dem in Genua nicht auszuweichen, der Vertrag laute auf einen Monat.

Der Commissär sann einen Augenblick nach und sprach dann, seinen kleinen Fuß im Lackstiefel betrachtend:

„Auf den Vertrag, der übrigens weder von der einen noch der andern Seite erwiesen werden kann, kömmt es hier gar nicht an. Der Herr hat die Wohnung unter der Bedingung gemiethet, darin wohnen und schlafen zu können. Gesetzt, es regnete durch den Plafond herein, wäre der Vertrag gelöst. Ebenso hier. Der Herr hat auf einem Sessel schlafen müssen. Er zahlt Euch vier Franken und damit Basta!"

„Ein junger Daniel ist auferstanden!" rief es in mir nach der Entscheidung des Commissärs, der Padrone aber erhob sich aus der sklavischen, demüthigen, gebückten Stellung, die er vorher angenommen, plötzlich wie ein Teufel.

„Vier Franken nehmen! Den Herrn ziehn lassen? Nimmermehr! Ich gehe durch alle Instanzen! Ich bin ein gekränkter Mann! Ich will meine hundert und zehn Franken und mein Recht!"

„Geht durch soviel Instanzen als Ihr wollt,

versetzte der Commissär. „Den Herrn laßt Ihr abziehn.“

„Aber nicht mit seinem Gepäck!“ hohnlachte der Padrone.

„Hoho!“ rief der Polizeicommissär und hatte mit einmal die Lackstiefel und die Zierlichkeit seines Fußes vergessen, „kommt Ihr mir so? Glaubt Ihr der Padrone der Luna stehe nicht schon lange in den Büchern der Polizei? Seht Euch vor! Es ist nicht von Ungefähr, daß die zweideutigsten Leute von Genua bei Euch einkehren! Vor einer halben Stunde erst wurde ein Spitzbube festgenommen, ein entlassener Bagnosträfling, der in der Luna übernachtet. Herr,“ fuhr der Commissär fort, „der Fremde thut gut, in wohlempfohlenen Gasthöfen zu bleiben. Doch eine Frage .... haben Sie Ihre Uhr bei sich?“

Ich griff in die Westentasche und fand zu meiner Bestürzung, daß sie leer war.

„Ich muß meine Uhr in der Eile und Aufregung des heutigen Streits“, sagte ich, „in der Luna gelassen haben. Ich habe sie an einen Nagel über meinem Bette aufgehangen.“

Doch in diesem Augenblick fiel mir das Fensterchen mit dem hölzernen Schieber in meiner Zimmerthür ein. Wie leicht war es, mittelst eines

Hakens durch dieses Fenster irgend etwas in der Nähe des Bettes Befindliche wegzufischen!

Der Polizeicommissär beobachtete mich eine Weile, endlich sagte er: „Ihre Uhr ist hier, in einem Bureau nebenan. Sie werden sich als ihren Eigenthümer legitimiren, indem Sie den Namen des Uhrmachers bezeichnen, der auf dem inneren Blatt des Gehäuses eingravirt steht. Guten Morgen, mein Herr! Ein Gensdarm wird sich in der Luna einstellen, damit Ihrem Abzuge kein Hinderniß entgegengestellt wird. Sie, Signor Padrone, bleiben vorerst hier, um mit dem Dieb, den Sie heute Nacht beherbergt, confrontirt zu werden."

Er öffnete die Thüre und rief nach einem Gensdarm.

Einen Augenblick später hatte ich die Uhr wieder. Es war kein Zweifel, daß sie mit einem Draht durch das bewußte Fensterchen herausgeholt worden war. Der Polizeistaat stand in seiner ganzen Glorie, als habe er das allsehende Auge der Vorsehung, vor mir; ich nahm mir vor, sobald nicht wieder Uebles von ihm zu reden.

Auf der Straße wogte noch immer das Gewühl des Frohnleichnamstags, die Glocken hallten. Ich ging ins Hotel de France, um den Hausknecht zu holen und meine Rückkehr anzukündigen. In

der Luna ſtand ſchon der Gensdarm, mir zum Schutze.

„Ha, die Polizei! die Polizei von Turin!“ keifte die Padrona, während der Hausknecht die Sachen zuſammenband, „die ſorgt für den Genueſen! Sei Einer ein Engländer, ein Franzoſe, ein Ruſſe, irgend ein hergelaufener Ketzer, dann mag er ſicher ſein, bei ihr Recht zu haben! Welche Zuſtände! Welche Regierung! Der Genueſe iſt nur noch ein Stiefkind im Lande!“

Die Xantippe keifte, jammerte und verwünſchte tauſendmal die vier Franken, die ich ihr auf den Tiſch warf. Ein paar Minuten darauf hatte ich die Gemächer der Luna mit ihren Vaſen und Bildern, Spiegeln und Stukaturen, Statuetten und ſonſtigen Herrlichkeiten verlaſſen. Im Hotel de France war mein Zimmer mit der Ausſicht auf den Molo noch unbeſetzt. Aufathmend nach all dieſen Plackereien, nahm ich dem Bilde der Judith gegenüber mein Frühſtück ein, überglücklich, ſo leichten Kaufs aus einem coupe-gorge entkommen zu ſein. Doch der Plan, länger in Genua zu bleiben, hatte durch all dieſe Vorgänge einen Riß bekommen; und als im Verlaufe des Tages gewiſſe Nachforſchungen in der Bibliothek kein Reſultat gaben, hielt mich nichts mehr. „Berge ohne

Bäume, Meer ohne Fische, Männer ohne Treue." Dies alte Sprüchwort auf Genua schien mir recht wahr.

Abends befand ich mich auf dem kleinen Dampfer, der allwöchentlich nach der Insel Sardinien abgeht.

# Zwölftes Kapitel.

Auf der Insel Sardinien. — Cagliari. — Mein Cicerone. — Römische Ruinen. — Grabesbewohner. — Im Museum von Cagliari.

Nach einer endlos scheinenden Seefahrt von vierzig Stunden kam ich im Hafen von Cagliari an. Wir waren um die ganze Ostseite Corsicas herumgefahren und hatten die mächtigen zackigen Gebirge, die endlich zum Kegel des Monte Rotondo heranwachsen, im klaren Tageslicht vor uns liegen sehen. Weiter ging es nun, durch das blaue, tyrrhenische Meer und am zweiten Abend kamen die buccinarischen Inseln in Sicht. — Wir umfuhren nun die ganze Ostseite Sardiniens, wie wir vorher die von Corsika umfahren. Leider hatte ich von der Seekrankheit viel zu leiden und mußte den größten Theil des Tages unten in der Cajüte zubringen; da lag ich in jener dumpfen Theilnahmlosigkeit, die dies Uebel immer begleitet.

Als der zweite Morgen graute, näherten wir uns bereits dem Cap Elias, in kurzer Zeit mußten

wir in Cagliari sein. Ich fühlte mich plötzlich gesund und konnte festen Schrittes aufs Verdeck hinaufgehen. Es war ein herrlicher Morgen; freudig rauschten die blauen Wellen und kühn und kräftigsicher verfolgte das Schiff seinen Lauf. Allmälig verzog sich der letzte Nebeldunst, der um die Küste strich, mit hellen, weißblitzenden Häusern stieg eine Stadt, amphitheatralisch erbaut, zwischen kahlen, blaßgrauen und röthlichen Berglehnen empor.

Cagliari liegt an der Mündung des Flusses Malargia um einen weiten Meerbusen herum und auf den Anhöhen, die hinter der Bucht emporragen. Zuunterst liegen Viertel, die nur als Vorstädte gelten: La Marina, von Festungswerken umgeben, gegen Westen; Villanova gegen Süden; weiter hinten, ziemlich jäh den Berg hinansteigend, erscheint die eigentliche Stadt, il Castello genannt, auf deren Spitzen das Castell mit seinen Thürmen, ein uraltes Festungswerk von den Pisanern erbaut, steht. Zwischen la Marina und Castello liegt Stampache. Weiterhin dehnen sich Lagunen hinaus, heiße Sümpfe, welche das Material für die sardinischen Salinen liefern.

Der Busen von Cagliari, durch die weit vorspringende südöstliche Landspitze Capo Carbonaro geschlossen, bietet eine große, sichere Rhede. Der

Anblick ist groß, aber ernst. Auf dem trockenen Felsboden ringsum kommt nur die Agave und der Cactus, kein Baum fort. So ungefähr malt sich die Phantasie eine Stadt auf der syrischen Küste.

Der Kofferträger, eine Art Wilder, von bräunlicher Ziegelfarbe und nur aufs Nothdürftigste bekleidet, lief so schnell mit meinem Gepäck voran, daß ich alle Mühe hatte, ihn im Gedränge nicht aus den Augen zu verlieren. Er schien nicht sowohl ein Kofferträger als vielmehr ein Kofferräuber zu sein. Doch lenkte er nicht, wie ich eine Zeitlang glaubte, in die Berge, sondern in einen Gasthof der Vorstadt Stampache ein, ein ödes und schmutzig aussehendes Haus, in dem ich nun nolens, volens meine Herberge suchen mußte.

Eine Stunde später stand ich auf der Gasse, inmitten des Marktgedränges und wahrlich in einer fremden Welt, als ein alter kleiner, buckliger Mann an mich herantrat. „Ich sehe," redete er mich an, indem er den Hut lüftete, „daß Du ein Fremder bist. Eine Schande wäre es, wenn solch ein Herr in Cagliari auf der Gasse stehen bleiben sollte und Niemand sich fände, der ihn führte! Ich will Dein Cicerone sein und Dir die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen. Aus dem Wege, ihr Leute,"

sprach er, eine Gruppe kleiner, schwarzer Lazzaronis mit heftiger Geberde anfahrend „dieser fremde Herr will mit mir gehn! Diese hier" sprach er zu mir gewendet, „würden Dir was Rechtes zeigen können! Solchen Herrn muß ein Mann von Bildung und Beleſenheit führen, kein Lump, kein unwiſſender, patoisredender Tagedieb."

Mir gefiel der kleine Bucklige und ich überließ mich ſeiner Führung.

„Du ſiehſt in mir" ſprach der Kleine, nachdem er ſeine zerriſſenen Schuhe gebunden und den Rock, der auf einer Bank neben dem Hausthor lag, angezogen hatte „Du ſiehſt in mir einen Advokaten aus Cagliari, Don Pascal Fiordigianus, einen Adeligen. Und zwar wurde ich nicht adelig durch Erlangung der Advokatur, wie es auf dieſer gebenedeiten Inſel das Geſetz feſtſtellt, ſondern ich ſtamme aus einem altadeligen Hauſe, das aber leider ſchon ſeit Menſchengedenken keine guten Tage ſieht. Du wunderſt dich, Herr, einen Mann von edlem Blut, von Gelehrſamkeit und feinen Sitten in dieſem Anzuge und genöthigt zu ſehn, ſeine Dienſte als Cicerone anzubieten? Eine lange Reihe von Cabalen, die Dir hier zu erzählen zu weitläufig wäre, hat mich dahin gebracht. Wenn es Dir länger in Cagliari gefallen ſollte und Du Abends

in die Schenkstube der Schlange, in welcher Du wohnest, herabkommen solltest, werde ich Gelegenheit haben, Dir die Geschichte meines Lebens zu erzählen, aus welcher manche Lehre zu ziehen ist."

Wir gingen, während Don Pascal Fiordigianus so sprach, durch das Viertel Stampache zum Castello hinan. Die Hauptstraßen sind breit, reinlich, wohl gepflastert, aber für Fuhrwerke zu steil! Vor einer alten, geräumigen, aber verwahrlosten Kirche blieb mein Führer stehn. „Dies" sagte er „ist die Kirche des heiligen Lucifer. Du wirst als Fremder Dich wundern, den Namen des Fürsten der Finsterniß hier einem Heiligen beigelegt zu finden. Wisse aber, daß dieser Lucifer ein Bischof unserer Stadt im vierten Jahrhundert gewesen, ein Freund und Zeitgenosse des großen Athanasius. Wiewohl wir Leute von Cagliari ihn immer verehrten, blieb seine Heiligkeit ungewiß, bis Pius der Siebente auf die Bitte des Vicekönigs, spätern Königs Carlo Felice, ihn heilig sprach. Es ist gut, daß seitdem dem Lucifer in der Hölle ein anderer im Himmel gegenübersteht."

In Castello liegen die vorzüglichsten Gebäude der Stadt: der Palast des Vicekönigs, mit einer prachtvollen Fronte, der mit Marmor überkleidete

Dom, die Münze, das Theater und die Universität, eine Hauptzierde der Stadt. Von der Terrasse derselben hat man die herrlichste Aussicht auf das Meer, die Darsena, die Salinenteiche und die ringsumliegenden Vorstädte. Ganz nahe dabei erhebt sich der sogenannte Elephantenthurm.

Auf diesen Thurm schien der landsmannschaftliche Stolz meines Führers besonders viel zu geben. „Sieh diesen Campanile" sagte er, „er ist höher als der weltberühmte Thurm von Pisa, ein Werk der Pisaner vom Jahre 1307; man weiß nicht, ob man sich mehr über die Schönheit seiner Architectur oder über seine Wohlerhaltenheit wundern soll. So sorgfältig ist seine Steinverkleidung, daß sie wie eine große Marmorfläche aussieht und ihre schöne rothe Farbe hat nicht ihres Gleichen. Du frägst, warum er der Elephantenthurm heiße? Siehe über dem Eingang den kleinen Elephanten aus Marmor zwischen verschiedenen Wappenschildern! Er ist hier, weil unsere Insel so oft die Elephanten von Carthago sah! In unserem großen Museum, das Du auch besuchen mußt, wirst Du ihre mächtigen Gebeine finden."

Diese Beziehung auf Carthago entzündete meine Phantasie. Ich wollte plötzlich alles sehen, was hier an die phönicische Herrschaft noch mahnen konnte.

Gleich wäre ich ins Museum gegangen, aber mein Cicerone meinte, daß der Eintritt nur nach vorläufiger Meldung möglich sei.

Nach dem Essen wollte ich sehen, was von Ruinen des alten Calaris noch übrig ist und Fiordigiamus war abermals erbötig mich zu führen. Man geht zur Stadt hinaus, an der kleinen Kirche San Paolo vorbei und sieht die Trümmer von den Teichen aus bis gegen St. Saturnin zu, vom Meere bis hoch die Anhöhe hinanreichen. Das Amphitheater, dessen mächtige Ringmauer noch sichtbar ist, gibt ein Maaß für die Größe und Bedeutung der Stadt: es konnte mindestens zwanzigtausend Zuschauer fassen. Somit steht es, was den Umfang betrifft, in erster Rangordnung unter den noch vorhandenen römischen Monumenten. Es würde einen großartigen Anblick bieten, wenn nicht Tausende von Quadern im Innern und draußen in wilder Zerstörung herumlägen.

Im Felsen sieht man tiefe Cisternen, die in neuerer Zeit von ihrem Schutt befreit und für die Bewohner Cagliari's brauchbar gemacht wurden. Hinter diesen läuft ein Aquädukt von fünfundvierzigtausend Metern Länge, ein wunderbares Zeugniß römischer Thatkraft, das die Vandalen oder Mauren zerstört haben. So groß angelegt ist die

Wasserleitung, daß ein hochgewachsener Mann in ihr herumgehen kann, ohne sich bücken zu müssen.

Noch merkwürdiger als alles dies ist die ungeheure Nekropolis, die sich in den Kalkhügeln von St. Avendres befindet. Sie stammt aus einer noch früheren Zeit als Amphitheater und Aquädukt, nämlich aus der Zeit der punischen Herrschaft. Freilich haben später auch Römer hier ihre letzte Lagerstätte gefunden. Leider ist der Zugang zu diesen Gräbern sehr schwierig, man muß auf Händen und Füßen kriechen und kann sich nirgendwo aufrecht stellen. Doch sieht man noch wie einzelne Todtengemächer ihren Mörtelbeschlag und verschiedene Sculpturarbeiten bewahrt haben. Die wohlerhaltenste dieser Grabstätten, weil sie eine der letzten ist, nennt das Volk grutta dessa pibera; in ihr hat, wie die Inschrift besagt, der Prätor L. Philippus seine Gattin Pomptilla beigesetzt. Sie ist tief in den Felsen gegraben und hat einen säulengestützten Portikus. Zwei Schlangen sind über dem Fronton ausgemeißelt und mehrere griechische und lateinische Inschriften bedecken die Seitenwände.

In viele dieser Grabstätten sind jetzt proletarische Familien eingezogen, und leben darin in

Elend und Unflath. Geſtalten in Lumpen gehüllt, wilde, düſtre, abgezehrte Hungergeſtalten erſchienen, als ich vorüberging, am Eingang ihrer Wohnſtätten, Kinder kamen mir bettelnd nachgelaufen. Eine junge Frauensperſon, die in einem ſolchen Grabe wohnte, ſaß vor ihrer Thür auf einem zerbrochenen Säulenſockel. Sie hatte ihr Kind im Arme, es war eingeſchlafen, eine ſchreckliche Geſchichte war auf ihrem blaſſen, ſchönen Geſichte geſchrieben, ſie ſah mit einem almoſenbittenden Blick beredſam zu mir empor. Ich legte ihrem Kinde, dem unbewußten Bettler, was ich an kleiner Münze hatte, in den Schoos und mußte mich, ehe ich um den Hügel kam, noch öfter nach ihr umſehn. Das Grabesmädchen war mir wie ein phantaſtiſches Weſen, halb Geſpenſt, halb Weib erſchienen . . . . .

Es war ſpät geworden, als ich vom Beſuch dieſer Ruinenſtätte zurückkam. Die Stadt mit ihren Caſtellmauern, das ſeltſam zerriſſene Gebirge, die weiten Lagunen, vom Widerſchein des Abendhimmels glänzend, boten ein ödes und trauriges, aber großartiges Bild. So ſeltſam war mir zu Muthe, daß ich kaum wußte, ob ich träume oder wache. Der Himmel hatte eine unheimliche, düſtere

Röthe, wie von einer weitverbreiteten Feuersbrunst. Es war ein afrikanischer Himmel, kein italienischer mehr, und erfüllte das Gemüth mit Melancholie ja mit Schrecken. Der steinige Boden, allenthalben von Trümmern und Dorngestrüpp bedeckt, stand mit allem Uebrigen im Einklang. Die Seele konnte sich lebhaft unter das wilde, fanatische Volk zurückträumen, das einst hier geherrscht und die Röthung des Horizonts, die allmählig verlosch, konnte sich die Phantasie als von einem glühenden Molochbilde herrührend deuten . . . . . .

Am nächsten Morgen besuchte ich das Museum von Cagliari. Gleich beim Eintritt in dasselbe begegnet man mehreren römischen Sarkophagen, die von Bonaria, einer Anhöhe unfern der Hauptstadt, herrühren. Doch dergleichen sieht man oft. Merkwürdiger waren mir die Reste aus phönicischer Zeit, welche man sonstwo so selten zu Gesicht bekömmt. Hier sind sie es nicht. Phönicier waren kenntlich die ersten Colonisten der Insel, sie waren es, wenn man den Etymologen trauen darf, die ihr den Namen gegeben haben. Sareth bedeutet die ausgespreizte Hand und mit einer solchen haben Römer und Griechen noch späterhin die Gestalt der Insel verglichen. Die Herrschaft Cartha-

go's, die sich fast über ganz Sardinien ausbreitete, dauerte 268 Jahre. Das Joch war schwer, furchtbar blutig, wie es in der Art dieses Volkes lag, Alles geschah, um die Insel unwirthbar zu machen. Nichtcarthager, die man handeltreibend ergriff, wurden ohne Erbarmen ersäuft. Das Museum weist eine ganze Reihe, mehrere hundert phönicischer Idole auf, meist weibliche Figuren, Astarten von abschreckender Obscönität.

In einem zweiten Saal sieht man eine ziemliche Anzahl römischer, punischer und saracenischer Münzen, Fragmente von Vasen, Glasprodukte zu verschiedenen Zwecken bestimmt. Eine Marmortafel mit einer phönicischen Inschrift ist in den Cascinen der barmherzigen Brüder zu Pula ausgegraben worden. Sie enthält in acht Zeilenreihen fünfundvierzig Buchstaben, die hebräischen gleichen. Nach des Custode Ausspruch sollte die Inschrift folgendes bedeuten:

„Sosimus, ein Fremder, schlug hier im hohen Alter sein Zelt auf. Sein Sohn hat ihm dies im Grabesgarten gestiftet," — aber Sosimus ist kein phönicischer Name und somit scheint mir auch das Uebrige zweifelhaft.

Endlich sieht man römische Rüstungen, Waffen und Pflugschaaren. Beinschienen aus Bronze, die

zu St. Antioch aufgefunden worden, sollen nach dem Urtheil der Kenner weder aus dem Mittelalter, noch aus der Römerzeit herrühren, müssen also einer noch früheren Epoche angehören.

# Dreizehntes Kapitel.

Deutsche Erinnerungen in Cagliari. — Auf dem Molo und in der Ufervorstadt. Eine Straßenscene.

Es war in Cagliari, wo Karl V. seine berühmte Seeexpedition gegen Tunis und Goulette ausrüstete. Der Hafen, der jetzt so todt und öde da liegt, und in welchem nur zehn bis zwanzig kleine Fahrzeuge ankern, war damals der allgemeine Sammelplatz der verbündeten Mächte; es fanden sich dort zur selben Zeit die Schiffe von Spanien, Portugal, Neapel, Sizilien, die Galeeren von Genua und Rom, Venedig und Malta ein. Lange lag die ungeheuere Flotte, um auf sechs Monate verproviantirt zu werden, im Hafen des alten Calaris und erfuhr nicht den geringsten widrigen Zufall; so genau passen die Verse Claudians:

Urbs Libiam contra
Tenditur in longum Caralis.
Efficitur portas medium mare tutaque ventis
Omnibus ingenti mansuescunt stagna recessu.

Der Name Karl V. berührt im fremden Lande wie eine landsmannschaftliche Erinnerung. Karl war ja der Enkel Maxens und eigentlich der letzte deutsche Kaiser. Wird sein Name genannt, so gruppiren sich um diesen blitzgleich die Namen Sickingen, Hutten, Reuchlin, Luther, man ist im deutschen Worms, im flämischen Brüssel. Hier also ist er auch gewandelt, der gewaltige Mensch, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, unter dem es schien, als ob der Thron des deutschen Kaisers ein Thron der ganzen Christenheit werden wolle und unter dem die neue Lehre erwachte. Wie stände es um Deutschland heute, wenn er, wie es eine Zeitlang schien, sich auf ihre Seite geschlagen hätte! Doch Karl wollte die Weltherrschaft, er wußte, daß die romanischen Völker dem großen Zug nicht folgen konnten, der damals wie ein Sturm durch die germanische Welt fuhr, und um seine Welt nicht zu spalten, ward er der Feind der Bewegung und kämpfte sich müde an ihr, bis er in's Kloster von St. Just ausruhen ging.

Doch noch eine Erinnerung überkömmt den Deutschen, der hier fern vom Vaterland träumt. Gehn wir noch weiter in der Geschichte zurück, so finden wir ja einen deutschen Königssohn, der in Cagliari wohnte und König von Sardinien war.

Es ist der Sohn Friedrichs II., der letzte Sprosse der Hohenstaufen — König Enzio.

Es gibt wohl wenig so poesievolle Gestalten wie dieser Enzio, der so schön und so tapfer, ein Dichter und ein Held war, der von seinem Vater zärtlich geliebt, an ihm mit einer unbegrenzten Liebe hing, der ihm in all seinen furchtbaren Kämpfen gegen das Pabstthum zur Seite stand und das schreckliche Loos hatte, den Untergang seines glorreichen Hauses anzusehn und von sieben und vierzig Jahren vier und zwanzig im Kerker zuzubringen.

Sechszehn Jahre war der schöne Enzio, als er sich auf den Wunsch seines Vaters mit Adelasia, der Wittwe Ubaldo's, des letzten Königs der vereinigten sardinischen Reiche von Torres und Gallura verheirathete. Bis an den Gürtel reichte sein blondes Haar, an Heldenmuth und Körperkraft war er allen Rittern seiner Zeit überlegen.

Rasch hatte er die beiden andern kleinen Königreiche, in welche die Insel getheilt war, erobert, und erhielt von seinem Vater den Namen eines Königs von Sardinien.

Doch Weib und Reich mögen ihm nicht sonderlich gefallen haben. Adelasia war gerade noch einmal so alt wie er, und als er Sardinien erobert hatte, wollte seine Thatkraft nicht rasten; sein Va-

ter rief ihn zurück, und ernannte ihn zum Statthalter Italiens.

Gregor IX. hatte Friedrich in den Bann gethan und ließ gegen den römischen Kaiser den Kreuzzug predigen. Die kaiserliche Krone ward als ein erledigtes Gut Jedem angeboten, der Lust darnach trüge, sie zu erobern. Auch auf Enzio fiel der Bannstrahl. Da drang er vor in die Mark Ankona und Ferrara mußte sich ergeben.

Gregor, der neunzigjährige Greis, hatte sich über die Niederlage der Seinen zu Tode gegrämt, Friedrich konnte eine Zeitlang Athem schöpfen. Da fachte Innocenz IV. den Krieg wieder an, er befiehlt den Deutschen ein anderes Oberhaupt zu wählen, der Kampf in der Romagna beginnt aufs Neue. Der Muth der Kämpfer war derselbe, nicht das Glück. Der drei und zwanzigjährige Enzio gerieth in die Gefangenschaft der Bürger von Bologna.

Zwanzig Jahre saß er in Bologna und sah zuerst seinen Vater, den großen Friedrich II,, dann seinen Halbbruder Konrad ins Grab fahren. Sardinien war in den Besitz der Republik Pisa gefallen, die es abermals in vier Dynastien theilte, sein Weib Adelasia hatte sich scheiden lassen und einen Anderen geheirathet. Da, im Kerker dichtete Enzio die schönen Lieder, die noch immer

erhalten sind. Auch die Liebe kam, ihn zu trösten. Die schöne Lucia Viadogli, die Tochter einer angesehenen aber armen Bologneser Familie ließ sich mit ihm in seinem Kerker trauen.

Die Nachricht vom Tode Konradin's, der mittlerweile unter dem Beil des Henkers gefallen, spornte Enzio an, das Aeußerste zu wagen, war er nun doch der allerletzte vom Hause Hohenstaufen. Er will die Reste der ghibellinischen Parthei sammeln. Zwei Freunde sind ihm zur Flucht behülflich und schaffen ihn in einem leeren Weinfaß aus der Burg heraus. Schon ist er an den meisten Wachen vorübergekommen, da verräth ihn eine Locke seines Haars, die durch das Spundloch herausgefallen. Die Mitverschwornen enden auf dem Schaffot, Enzio wird in ein noch engeres Verließ zurückgebracht und stirbt bald darauf.

Die Sarden behaupten, Enzio habe in der kurzen Zeit, als er König über Sardinien war, tyrannisch regiert; vermuthlich herrschte er so, wie es diesem Volke angemessen. Den Deutschen aber freut es, daß keine Scholle Erde in der ganzen weiten, meerumspülten Welt ist, wo sich nicht deutsche Kraft und deutscher Muth einst geltend gemacht und erprobt haben. Auf der Schwesterinsel Corsika hat ja auch einmal ein Deutscher den Thron

bestiegen. Theodor von Neuhof mag ein Abentheurer und ein Schwindelgeist gewesen sein; aber gering war die Kraft keinesfalls, die ein Volk, wie die Corsen bändigte.

So in Gedanken und Träumen ging ich längs des Quais von Cagliari mitten unter einem wildfremden Volke spazieren. Der Mensch ist ein seltsames Phantasiewesen. Selbst der bloße Gedanke, daß Menschen seines Stammes irgendwo, wo er eben wandelt, gelebt und geherrscht haben, vermag ihn zu beleben. Von Allen, die durch ihre Thaten im Gedächtniß der Geschichte geblieben, reicht eine magische Kette herüber und greift man nach ihr, ist man nicht mehr einsam.

Der Abend war da, der Elephantenthurm blickte im Abendglanz fast purpurn herunter.

Was ich um mich herum sah, war alles furchtbar unheimlich. Häuser liegen am Ufer, jedes wie eine Höhle für Dämonen, jedes Einsturz drohend; es sind keine Häuser, es sind Gassen bewohnter Ruinen. Hier und da steht eine Gruppe Matrosen und Fischer, ihre Gesichter sind gelb, ihre Augen, schwarzumrändert, blicken dämonisch den Fremden an. Jeder Einzelne ist ein Typus von Haß, Zorn, Rachsucht. Hier treibt ein Kerl mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe ein Maulthier, das viel

zu schwer belastet ist, den jähen Abhang der Straße hinauf. Das Thier bricht von Zeit zu Zeit zusammen; er, selbst wuthschäumend wie ein Thier, haut es mit einem Knittel in die Beine, daß man meint, der Mann müsse ihm die Knochen zerhaun. Weiber sieden und braten in offenen Boutiquen und rühren in schwarzen Kesseln wie Hexen herum, eine schmutzige, halbnackte Kinderbrut treibt sich in den Gossen umher. Doch was ist dort bei den Verkaufsläden? Welch Gewühl, welcher Lärm? Ein paar Matrosen haben irgend ein Hazardspiel gespielt und sind darüber in Streit gerathen. Der Eine ist alt, ganz ergraut, aber von kräftigstem Bau, der andere jung, klein, untersetzt. Sie fassen einer den andern an die Gurgel — sie ringen — die Messer blitzen — der Alte liegt im Blut!

Fort! fort!

Von der Höhe, die Straße hinab, kömmt eine Prozession, vier Mädchen tragen eine hölzerne Madonna. Andere folgen mit Fahnen.

Der Mörder entflieht, die Rufe, die ihm nachdröhnen, vermischen sich mit dem Gesange des Prozessionsliedes.

# Vierzehntes Kapitel.

Reise im Eilwagen. — Die Bäder von Sardara. — Uras. — Hirtenkönigsgräber.

Von Cagliari aus führt die große und in bestem Stande erhaltene Centralstraße nach Sassari. Diese Chaussee durchschneidet die Insel in ihrer ganzen Länge in einer Ausdehnung von 230 Kilometer oder 127 italienischen Meilen, und ist gleichsam ein Durchhau durch den Wald der Unkultur und Barbarei, der hier noch so urzuständlich, wie wohl kaum noch in einem andern europäischen Lande, gedeiht. Die Chaussee entsendet gleich unten einen Arm östlich nach Inglesias, weiter oben einen Arm östlich nach Bona, auch der seitwärts liegende Hafenplatz Alghero ist mit der Hauptstraße verbunden; die größte Partie des Landes, z. B. die ganze, wilde Provinz Galurra hat kaum Vincinalwege und ist heutzutage noch das, was sie vor Jahrhunderten gewesen, eine Wildniß, in welcher nomadisirende Hirten obdachlos umherschweifen.

Ich hatte Anfangs eine große Abneigung gegen den Eilwagen, der mir wenig Zeit laſſen würde, das Land etwas näher kennen zu lernen, aber ich ſah bald ein, daß es eine Thorheit wäre, die ganze Reiſe, wie ich ſie urſprünglich im Sinne gehabt, theils zu Fuß, theils zu Pferde zu machen. Die Entfernung von Cagliari bis Oriſtano beträgt allein ſechszehn deutſche Meilen, und führt durch die in pittoresker Beziehung unintereſſante Ebene Campidano. Uebrigens war der Sommer, der eine Zeit der Fieber iſt, weit vorgerückt. Ich nahm alſo vorerſt den Platz im Wagen nur bis Oriſtano. Von dort aus würde ich ja ſehn, wie ich weiter käme.

Die Geſellſchaft in der Diligenza reale beſtand aus zwei Landwirthen aus der Provinz Galurra, einer waſſerſüchtigen Frau, die in das Bad von Sardara reiſte, einem Mönch aus dem Kloſter der unbeſchuhten Brüder des Sankt Franciscus zu Saſſari, einem Bürger von Oriſtano und mir. Der Condukteur, ein bärtiger, wild entſchloſſen ausſehender Menſch, hatte ſeinen Platz in der Höhe, in einer Art von Coupé, von dem er auf den Kutſchbock herabſah. Ich ſah ihn, in einem Arm ein paar Piſtolen und einen mächtigen Säbel, in dem anderen einen kleinen ſchwarzen Pintſcher tra-

gend, zu seinem Horste emporklettern, dann ertönte ein Signal mit dem Posthorn und mit wildem Zuruf und lautem Peitschengeknall trieb der Postillon sein Viergespann über das schlechte Pflaster der Vorstadt Stampace dahin.

Nicht zwei volle Stunden von Cagliari liegt Monastir, ein Dorf mit einem Kloster der Kapuziner, malerisch auf einem dunkelbraunrothen pyramidalen Felskegel gelegen. Zwei Flüsse: die Flaminedda und Calavita wurden passirt, zwei langsam zwischen Felsblöcke und Röhricht hinsickernde Wässer in ungeheuren flachen Betten. Vor uns breitete sich nun der Campidano als eine unabsehbar weite, fruchtbare und bebaute Ebene aus. Der Baum, dem man hier am häufigsten begegnet, ist die Olive mit dem verkrüppelten Stamm und den grauen Blättern. Vielleicht mehr als irgendwo sonst im Süden genießt dieser Baum hier Verehrung. Ein königliches Decret, das noch vor fünfzig Jahren bestand, verlieh jedem Sarden den Adelsbrief, der eine gewisse Anzahl von Oelbäumen gepflanzt hatte, und im Gegensatz dazu wurden, wenigstens im Judicat von Arborea, einem Gesetz zufolge, das aus dem siebzehnten Jahrhunderte stammte, Jene excommunicirt, welche die Oelbäume ihrer Feinde anzündeten. Nebst der Olive sieht man auch Palmen.

Fast jedes Dorf hat seine Gruppe oder sogar seinen kleinen Hain von Palmen, der ihm einen phantastischen Schmuck verleiht. Um die einzelnen Mais- oder Weizenfelder, um die Vignen und Gehöfe ziehen sich Hecken von Fackeldisteln, eine undurchdringbare Schutzwehr.

Die Landleute und Hirten, denen wir begegneten, waren sämmtlich beritten und alle mit einer langen Flinte und einem Messer bewaffnet. Sie trugen einen Mantel von gegerbtem Leder, einen breiten, schattenden Strohhut, ein rothes Wams. Ihre Gesichtsfarbe war dunkelbraun: immer wieder wurde man erinnert, daß die ersten Bewohner Sardiniens Afrikaner und Phönizier, die spätern Mauren gewesen.

Die beiden Galuresen schliefen in den Wagenecken, aber der Franziscaner hatte sich mit der wasserfüchtigen Frau in ein Gespräch eingelassen und versuchte sie durch Lobpreisung der heilthätigen Quellen von Sardara zu trösten. „Von diesen Wässern", sagte er, „ist es seit undenklicher Zeit anerkannt, daß sie nicht nur medicinisch erklärbare, sondern auch mystische Eigenschaften besitzen. Ein Dieb, ein Räuber, ein des Meineids Schuldiger, der sich mit dem Wasser die Augen benetzt, würde auf der Stelle blind werden. Anderer-

seits finden fromme und gottesfürchtige Menschen dort beinahe zuverlässig Linderung ihrer Leiden." Allmälig näherten wir uns dem so gepriesenen Bade; es war ein kleines verwahrlostes Städtchen, in welchem weder etwas von einer Trinkhalle noch von einer Badeanstalt zu sehen war. Ein paar Gestalten auf Krücken waren das Einzige, was auf einen Kurort deutete. Und doch sind die Quellen von Sardara die einst so berühmten ὑδατα Λησιτανα, von denen Ptolomäus erzählt. Rückgang und Verfall allenthalben!

Der nächste größere Ort ist Uras. Hier wurde ein längerer Halt gemacht und das Diner verzehrt. Uras ist ein Dorf, durch eine Schlacht berühmt, die Leonard von Arragonien gegen den Vicekönig Carroz gewann. Nikolaus Carroz war einer jener vier Richter von Sardinien, die, nachdem die Pisaner vertrieben worden waren, von Arragonien eingesetzt wurden. Er war zuerst Herr von Arborea, wie man die südliche Provinz der Insel nannte, strebte aber nach der Alleinherrschaft und erklärte sich zuletzt unabhängig. Von seiner Veste San Michele, welche die Fläche von Uras dominirt, beherrschte er das Land auf die despotischeste Weise. Eine seiner letzten Thaten war, daß er die Gräfin von Sanluri, seine Feindin, anklagte,

seinen Sohn durch Zauberkünste um's Leben gebracht zu haben. Die Gräfin, eine höchst energische Frau, hatte allen früheren Anklagen, daß sie an Verschwörungen gegen Carroz theilgenommen, entgegenzutreten gewußt; nun fiel sie als Opfer eines imaginären Verbrechens; sie wurde verbrannt.

Die Sonne war im Sinken, als wir auf die Ebene hinter Uras hinauskamen. Ihre rothen Scheidestrahlen beleuchteten noch eine mächtige Noraghe, die sich seitwärts von der Chaussee erhebt. Noraghen nennt man die Gräber kleiner Hirtenkönige aus der Zeit der pelasgischen Colonieen. Es sollen ihrer über sechshundert auf Sardinien sein. Die unversehrten sind an fünfzig Fuß hoch; haben oft an der Grundfläche einen Durchmesser von neunzig Fuß und endigen am Gipfel mit einem eingedrückten Kegel. Sie scheinen wie die Gräber in der römischen Campagna ganzen Familien gedient zu haben. Aus Erdreich aufgethürmt, sind sie, theilweise wenigstens, mit Steinblöcken überkleidet, aus deren Ritzen Strauchwerk emporwächst. Die meisten sehn wie Ueberreste mächtiger Festungsthürme aus und sind, da sie in der Regel ein achteckiger Wall umgiebt, auch für Festungswerke gehalten worden. Nichts wird gethan, um diese in ihrer Art einzigen Denk-

mäler einer uralten Zeit zu schonen. Die Hirten tragen zum Bau ihrer Häuser so viel Steine davon, als sie nur können und andere Noraghen sind, weil man in ihnen Schätze vermuthet, die sich jedoch nie finden sollen, von Grund aus zerstört worden.

Allmählig kam die Nacht heran, jeder machte sich's in seiner Wagenecke bequem, der Franziskanermönch zog seinen Rosenkranz hervor und betete lange, ohne sich durch das überlaute Schnarchen des einen Galuresen, der auf seiner Schulter lag, stören zu lassen.

Auch ich schlief ein. Von Zeit zu Zeit weckte mich das Stillhalten des Wagens, das Wechseln der Pferde, oder das Fahren über ein fürchterliches Stadtpflaster. Wir waren durch Toralba gekommen. Zu meiner Linken glaubte ich das Meer zu sehen, doch es kann auch ein See gewesen sein. Die Nacht blieb schwül, die Luft der einer überheizten Badestube ähnlich.

# Fünfzehntes Kapitel.

Oriſtano. — Einſamkeit am Golf. — Die Padrona und Fulgenzio der Cavalcante. — Milis im Orangenwalde. — Der Gensdarm.

Der Tag graute, als ich in Oriſtano ankam. Mein Koffer wurde abgeladen, der Condukteur verſchwand, kein Gepäckträger zeigte ſich, ein Poſtillon führte friſche Pferde vor und ſpannte ein. Bald ſah ich den Wagen wieder weiter rollen, Niemand fragte nach mir. Ich ſchleppte endlich den Koffer in einen offenen Raum, wo zwei Fuhrleute in einem kaſtenähnlichen Bette ſchliefen und ging die Gaſſe hinab, um eine Locanda aufzuſuchen.

„Seid Ihr's Fulgenzio?“ fragte eine weibliche Stimme aus einem Fenſter heraus, nachdem ich lange an der Thür geklopft hatte.

„Sei 's Fulgenzio oder Ambroſio“ erwiderte ich. „Hier iſt ein Reiſender, der ein Nachtlager wünſcht!“

Der Weiberkopf verſchwand aus dem Fenſter, endlich ging die Thür auf, die aufs Nothdürftigſte

bekleidete Gestalt eines dicken Weibes mit pechschwarzem unordentlichem Haar wies mich in ein kleines Zimmerchen, das sie neben der Wirthsstube aufsperrte.

Angekleidet warf ich mich aufs Bett, um weiter zu schlafen.

Das Geläute vieler Glocken, die den Sonntag einläuteten, weckte mich bald wieder, ich stand auf und mischte mich unter die Gruppen, die vor dem Dom standen. Oristano ist der Sitz eines Erzbischofs, der Sitz eines Seminars und mindestens mit acht Mönchsklöstern gesegnet; man sah daher heute schwarze Gestalten mit Schaufelhüten und Ordensbrüder von allen Farben in Fülle. Züchtig in ihre Schleier gehüllt, meist in schwarzen, seidenen Kleidern, das Gebetbüchlein und den Rosenkranz in der Hand, zogen feueraugige Frauen vorüber. Kleine Gruppen von piemontesischen Bersaglieris standen coquettirend auf dem Platze. Der Dom ist ein ziemlich merkwürdiges Gebäude im gothisch byzantinischen Style mit einem hohen, achteckigen Glockenthurm; er füllte sich allmählich. Ich warf einen Blick hinein und hatte das Vergnügen, in einer Seitenkapelle die Statue des heiligen Johannes von Nepomuk zu erblicken. Die Menschheit weiß doch, wer ihre verdienten Männer,

ihre Wohlthäter sind. Die Namen Keppler oder Gutenberg sind nicht so weit herumgekommen.

Oristano, das ich nun zu durchwandern begann, war einst eine mächtige Seestadt. Hier wohnte Einer der vier sogenannten Richter von Sardinien, die, von Genua wenig oder gar nicht beschränkt, einen königlichen Prunk zur Schau trugen. Karl V. und Karl VI. führten in ihrem großen Titel den Namen Markgrafen von Oristagni, was mit der jetzigen Oristano gleichbedeutend. Jetzt ist alles, was an Pracht erinnern könnte, verschwunden. Die einst mächtige, volkreiche Stadt hat kaum sechstausend Einwohner mehr. Der Pallast der alten Markgrafen von Arborea ist in eine Caserne umgewandelt und in den Fenstern, aus welchen einst die schöne Prinzessin Eleonora blickte, hängt nun der Bergsagliere seine zerrissenen Hemden auf.

Diese schöne Prinzessin Eleonora besiegte die Arragonier im Felde, erweiterte ihr Gebiet und wurde die Gesetzgeberin ihres Landes. Sie war eine Zeitgenossin jenes glänzenden Viergestirns von Herrscherinnen im vierzehnten Jahrhundert, eine Zeitgenossin Johannas von Neapel, Margarethas von Dänemark, der Margaretha von Anjou und Philippine von England. Das Gesetzbuch, welches ihr den Ursprung verdankt, existirt noch und

soll besonders im Punkte der Ehegesetze merkwürdige Capitel enthalten. So wurde z. B. derjenige schwer bestraft, der einen Mann als Hahnreih bezeichnete und die Strafe wurde verschärft, wenn er bewies, daß der Mann es auch wirklich sei.

Nicht anders wie Cagliari, ist auch Oristano beinahe unmittelbar auf den Grundmauern einer römischen Stadt gebaut. Auf dem Vorgebirg St. Marc, das wie ein gewundenes Horn in den blauen Golf hineinragt, lag Tharros, unter den Römern eine blühende Handelsstadt. Noch heute sind Ruinen und Gräber im Sand der Dünen zu sehen.

Ich ging dorthin. Es war lieblich im Schatten der Pinien zu sitzen. Ich hatte mir auf die Reise die Idyllen des Theokrit mitgenommen, zog das Büchlein hervor und las nun darin unter dem Zauber einer ganz ähnlichen Natur, wie sie Theokrit schildert. Das Meer schlief in der Mittagssonne, kein Insekt summte, keine Ziege graste zwischen den Felsen, die Fläche vor mir, im Halbkreis von der sanft ansteigenden Bucht begrenzt, lag still, unbeweglich da. Hier und dort in der Ferne stand ein weißes Segel eines Thunfischers — das Uebrige war Ultramarin. Es war die Stunde, da Pan seinen Mittagsschlaf hält und

die Hirten sich scheuen, ihre Flöten zu blasen, um ihn nicht zu wecken. . . . . .

Ich blieb lange im Golf.

Nicht allzufern von Oristano, aber seitwärts von der Hauptstraße liegt Milis, berühmt durch seine in ihrer Art einzigen Orangenwälder. Ich hatte, seitdem ich auf der Insel war, mehrmals von ihnen gehört und fragte Abends, als ich in die Stadt zurückgekehrt war, meine Padrona, wie ich am leichtesten dahin gelangen könne.

„Ihr könntet ein Wägelchen nehmen", war die Antwort, „doch der Weg ist nicht eben von den besten. Am Gerathensten wäre es, Ihr ließet Euern Koffer hier und machtet die Partie zu Pferde. Ich kann Euch, Herr, einen trefflichen Burschen empfehlen, den Cavalcante Fulgenzio. Der kennt alle Wege und Ihr könntet mit ihm ungefährdet durch die ganze Insel reiten, so beliebt ist der Bursche allenthalben wegen seines freundlichen Gesichts und seiner angenehmen Sitten. Als Ihr heute um vier an der Thür pochtet, meinte ich, er sei es. Er ist aber erst Abends gekommen. He da, Fulgenzio, ein Herr ist da und frägt nach Dir. Er will nach Milis!"

Ein Bursche von ungefähr zwanzig Jahren, mit einem braunen Gesicht, einem Maul, das schier

von einem Ohr zum andern ging und einem glänzenden Gebiß, welches verdient hätte, einem Menschenfresser anzugehören, kam hinter einem Tisch hervor und präsentirte sich als Cavalcante. Er pries die sanfte Bewegung seiner Pferde und wir wurden handelseins. Noch am selben Abend gab ich mein Gepäck postrestante nach Sassari auf, um, wie ich mich auch später entscheiden möge, von der Sorge um das Eigenthum frei zu sein. Nur das Allernöthigste behielt ich, in einer kleinen Reisetasche verwahrt, bei mir.

Am andern Morgen hielt Fulgenzio mit seinen beiden Pferden im Hofe. Die Wirthin, die offenbar zu dem jungen Burschen in einem zarten Verhältnisse stand, tätschelte die Pferde, brachte dem Liebling noch eine weingefüllte Kürbisflasche entgegen und Beide hatten eine geflüsterte Unterhaltung. Fulgenzio sah stattlich aus: halb wie ein bewaffneter Mönch, halb wie ein Räuber. Er trug eine Art Kutte von grobem, braunem Tuch mit einer Kapuze, die er über den Kopf gezogen. Ueber der Schulter hing ihm eine lange Flinte herab, ein langes Messer in einer Lederscheide balancirte vorn. Bald saßen wir in den Steigbügeln, die Padrona winkte noch einmal glückliche Reise, und wir trabten lustig in den frischen Morgen hinein.

Trotz seines Menschenfressermauls schien Fulgenzio ein harmloser und sogar gutmüthiger Junge. Er war gesprächig und hätte gar zu gerne erzählt. Leider verstand ich von zehn Worten, die er sagte, immer kaum eins. Der Sardinische Dialekt ist ein barbarisches Gemisch von Italienischem und Spanischem, das noch dazu, hier im Logodoru, im südlichen Theil der Insel, stark mit arabischen Wörtern versetzt ist. Unser Gespräch mußte sich auf die einfachsten Redeformen beschränken und die Zeichensprache vielfach in Anwendung kommen.

Wir ritten durch ein wohlbebautes Land, das zwischen zwei sanften Hügelreihen hingegossen dalag. Mächtige Eichen und Kastanien bedecken die Höhen, Lorbeer und Cactus bilden Hecken. Zahlreiche Vignen erschienen rechts und links, von Zeit zu Zeit kamen einsamstehende Höfe zum Vorschein.

Endlich, — die Mittagszeit kam heran und die Hitze ward immer lästiger — endlich sahen wir Milis vor uns liegen, und es ist gewiß keine Illusion, wenn ich schon aus der Entfernung einen balsamischen Anhauch wahrzunehmen glaubte. Ein nettes Dorf, mit weißschimmernden Häusern, lag es inmitten seiner Orangenhaine da, mit einer kleinen, malerischen Kirche und blinkenden Villen ringsum.

„Seht hier," rief Fulgenzio, „das Paradies unserer Insel! Hier athmet man Wohlgerüche das ganze Jahr, als wäre man im Himmel!"

Er schnaubte mit seinen breiten Nüstern und fächelte ihnen die Luft mit der Hohlhand zu.

Das Wirthszimmer der Locanda, in der wir abstiegen, war ganz dunkel. Das Auge, durch das Licht draußen geblendet, mußte sich erst langsam gewöhnen, bis es einen Gegenstand erkannte. Zwei Gensdarmen saßen an einem Tische, offenbar von einem langen Ritt ermüdet. Der eine, ein Nizzarde, sprach französisch und schien erfreut, Jemanden zu finden, mit dem er in seiner Muttersprache plaudern konnte.

„Sehen Sie," sagte er, indem er ein Blatt der Unione aufschlug, welches vor ihm auf dem Tische lag, „da lese ich eben vom Unglück der lombardischen Jünglinge, die in die österreichische Armee gesteckt, nach allen Ecken der Welt, an den Rhein und nach Böhmen, Ungarn, Polen geschickt werden. Ich halte das für Deklamationen. So klein unser Land ist, wir kommen auch weit genug herum! Mein Kamerade dort war noch vor einem Jahre in der Krim, und mir ward es auch nicht an der Wiege gesungen, daß ich hier unter menschlichen Teufeln nun schon Jahrelang mich herumzuschla-

gen habe. Es ist der Jugend gut, wenn sie in der Welt herumkömmt, aber unter Halbbarbaren zu leben, in einem Land, wie dieses ist, aufräumen zu müssen, glauben Sie mir, das ist nichts Leichtes! Ob ich doch je wieder meine Heimath und meine alten Eltern wiedersehe!"

So schwatzte er noch lange, ich verabschiedete mich von dem freundlichen Menschen und ging, nachdem ich einen Führer angenommen, zum Dorf hinaus. Es gibt der Orangengärten um Milis herum über dreihundert; die größten gehören dem Domkapitel von Oristano und dem Marquis von Boyl an. Ich ließ mich zuerst in den einen, dann in den andern führen.

Beide sind kleine Wälder, einzig aus Pomeranzenbäumen gebildet. In der freien Natur hat der Baum seine steife Kugelform verloren, er streckt und reckt seine Aeste nach allen Seiten, und in seiner Krone leuchten die goldnen Aepfel, die silbernen Blüthen. Man wandelt unter einem ununterbrochenen, schattenden, schimmernden Laubdach. Eine dicke Schicht herabgefallener Orangenblüthen deckt den Boden, kleine Bächlein sind an den mächtigen schwarzen Wurzeln vorübergeleitet, ihr Gemurmel vereinigt sich mit dem Gesange der Vögel, die in den Zweigen wohnen. Man kann in diesem Haine

der Hesperiden frei umhergehn, die Zweige bei Seite biegen, die dem Wanderer ihre Blüthen ins Gesicht schlagen und von einem Duft ohne Gleichen berauscht, sich in den Schatten von Orangen strecken, die so mächtig wie Waldbäume sind.

Der gesammte, den verschiedenen Besitzern gehörige Orangenwald von Milis soll fünfmalhunderttausend Bäume zählen. Er gibt in einem Durchschnittsjahre zwölf Millionen Stück solch goldener Aepfel ab. Im Garten des erzbischöflichen Kapitels ist ein Baum, der allein jährlich über fünftausend Früchte tragen soll. Mehrere Bäume dort sind, wie mir der Gärtner, ein Geistlicher, sagte, nachweisbar über sieben Jahrhunderte alt.

Der Urvater von allen steht im Garten des Marchese von Boyl. Er ist so stark, daß ein Mann ihn mit ausgebreiteten Armen nicht umspannen kann; seine Krone ist majestätisch, wie die einer Eiche.

Der Gang durch den Orangenwald von Milis schien mir allein schon die Reise nach Sardinien zu lohnen. In einem Pavillon im höchstgelegenen Garten sitzend, sah ich die herrlichste der Campagnen sich meilenweit ausdehnen, das Abendroth lieh dem freundlichen Bilde eine zauberische Beleuchtung.

Es dunkelte bereits, als ich, einen blühenden

Orangenzweig, den ich mir zum Andenken mitgenommen, in der Hand, in das Wirthshaus heimkehrte. Der Gensdarm sattelte eben sein Pferd, um in die Berge hinauszureiten, und auf mein Zimmer angelangt, hörte ich noch den Huf seines Pferdes und das Klirren seines Säbels, als er die Chaussee entlangtritt.

Am Himmel zog sich ein Gewitter zusammen und ferne Donner durchbrachen von Zeit zu Zeit die nächtliche Stille.

# Sechszehntes Kapitel.

Hirten und Landsleute — Wilde Sitten. — Bergan. — Der Gensdarm. — In der Einöde. — Ein nächtlicher Raubzug.

Der Morgen war angenehm mild, das Gewitter hatte die Luft abgekühlt. Ich faßte rasch den Entschluß, statt nach Oristano zurückzukehren, vorwärts zu dringen, um etwas mehr von dem eigentlichen Land zu sehen.

Fulgenzio war rasch bereit, mich zu begleiten. Er mußte in dem ziegenledernen Schlauch, den er auf dem Rücken trug, ein paar Brodlaibe stecken und ein paar Kürbisflaschen mit Wein füllen. Er befestigte diese an eine Schnur und an den Sattelknopf. Dann saßen wir auf und es ging weiter.

Rings um Milis ist der Boden vulkanischer Natur und bleibt es noch lange. Mächtige, schwarze, gleichsam verglaste Felsblöcke, welche von Weitem Mauertrümmern ähneln, liegen allenthalben in der Campagna umher. An diesen Felsblöcken wächst der Feigenbaum wild empor, die Cactus Opuntia

und allerhand Dorngestrüpp. Dann kommen wieder Gruppen von Korkeichen und hochgewachsenen Oelbäumen. Hie und da, im wilden Lande liegt ein Bauernhaus von üppigen aber verwahrlosten Weingärten umgeben; Mais und Reben wachsen dort im Wirrwarr durcheinander.

Fast alle Leute, die uns entgegen kamen, saßen auf kleinen, schwarzbraunen, unbändig wilden Pferden. Auch Weiber kamen zu Pferd daher, querüber sitzend, den Sonnenschirm über sich ausgespannt. Die scheinbar wohlhabenderen trugen ein weißes Kamisol, das in der Gürtelgegend in viele Falten gelegt ist, ein buntes Mieder, das, vorn breit aufgeschnitten, das grobe Hemd sehen läßt und ein Viereck von blauem oder weißem Zeug auf dem schwarzen, buschigen Haar. Alle waren fast bronzefarbig, mit Feueraugen, keine schön.

Die Tracht der Männer ist noch charakteristischer als die der Frauen. Sie tragen eine Art Mantel ohne Aermel aus gegerbten Schaaffellen zusammengenäht, der bis auf die Hälfte der Schenkel herabfällt und in der Mitte des Leibes durch einen Gürtel zusammengehalten wird, in welchem ein großes Messer in einer Lederscheide steckt. Dieser Schaafsfellmantel heißt Coletto. Jeder hat seine Flinte auf dem Rücken, die gelbe Kürbisflasche um-

gehängt, um den Leib die Carchena, den Ledergurt, in welchen er seine Patronen stecken hat. Sogar der Mann, der über Feld geht, oder auch nur sein Heu im Schubkarren heimfährt, ist mit Gewehr und Dolch bewaffnet, in Gruppen von vier oder fünf sehen sie wie zersprengte Kriegshaufen aus.

Welche Gefahren bei dem wilden und unbändigen Naturell der Sarden aus diesem allgemeinen Waffentragen hervorgehen, liegt auf der Hand. Aus den kleinsten Anlässen entbrennen Feindseligkeiten, eine Beleidigung wird Grund eines Todtschlags und ist ein Opfer durch Flinte oder Dolch gefallen, so ist die Blutrache für die Verwandten eine heilige Pflicht. Der Mensch, der von der Vendetta bedroht ist, muß fortan zu jeder Stunde den Feind fürchten, und Tag und Nacht eines Ueberfalls gewärtig sein. Er verschanzt sich in seinem Haus oder Hof, mauert die Fenster bis auf eine kleine Oeffnung zu und wagt sich fürder kaum aus seinen vier Wänden. Die Kugel kommt nicht aus dem Lauf seiner Flinte, die Flinte nicht aus dem Bereich seines Arms. Es giebt Leute, die fünf, sechs, zehn Jahre so in einer Art Gefangenschaft gelebt haben; endlich einmal stiegen sie in einen Wagen und fuhren in ein nahegelegenes Dorf — aus einem Versteck heraus traf sie das Blei, das

ihnen jahrelang zugedacht war; denn die sardische Rache schläft nicht. Der Bluträcher muß nun in die Wälder, in die Berge fliehen. Die Sbirren werden ihm nachgesandt. Von der Justiz und wieder von den Verwandten des Gemordeten bedroht, ist er keinen Augenblick sicher. Man stellt einen Preis auf seinen Kopf. Er führt ein elendes Leben und ist durch die Gewalt der Umstände bewogen, ein Räuber zu werden.

Die Regierung macht seit Jahren den Versuch, die Vendetta abzuschaffen, es kann ihr nicht gelingen, so lange sie nicht die Entwaffnung des Volks ins Werk setzen und die Ueberzeugung ausrotten kann, daß die persönliche Rachenahme eine Pflicht der Mannesehre und sogar eine Forderung der Religion sei. So gebiert Mord den Mord und das Volk der Sarden wie der Corsen zerfleischt sich selbst in einem immerwährenden, ewig neu entbrennenden Kampf. Die Blutrache ist die Geißel beider Inseln, sie entvölkert sie und läßt sie zu keiner höheren Civilisationsstufe gelangen, doch wäre es beschränkt, sie nur der Blutgier und dem wilden Sinne der Bevölkerung zuzuschreiben und jedes ideale Moment in ihr zu leugnen. Einerseits ungebändigtes Rechtsgefühl und andererseits jene Liebe der Blutsverwanden untereinander, die Na-

turvölkern in einer Gesellschaft eigen, die noch keine höhere Ordnung gewonnen hat, ist der eigentliche Grund der Vedetta. Der civilisirte Mensch verläumdet seinen Feind und sucht ihm zu schaden, der Bluträcher steht auf dem Duellstandpunkt, wagt sein eigenes Leben und zahlt mit seinem Blute.

In einem elenden Dorfe, wenn ich nicht irre, hieß es Bonarcod, ein paar Stunden hinter Milis wollten wir Halt machen. Es ging Berg an, durch einen steinigen Hohlweg, die Hitze wurde wieder unausstehlich. Ich kaufte einen Korb mit Feigen und Trauben, das einzige, was zu bekommen war und verzehrte sie, da kein Wirthshaus im Orte, unter dem schattenden Peristyl einer kleinen Kirche. Etwas Brod und ein Trunk aus dem nebenanfließenden Brünnlein vervollständigten das Mahl, das übrigens in Gesellschaft eingenommen wurde, denn ein Rudel halbnackter Kinder und wildaussehender, zerlumpter Burschen hatte sich eingefunden den Fremdling zu betrachten.

Nachdem wir ein paar Stunden gerastet, trabten wir weiter, einem mächtigen Korkeichenwald zu. Aber es war, als ob das Glück, das mir bisher leidlich wohlzuwollen schien, in Bonarcod von mir Abschied genommen habe. Eine Stunde hinter dem Orte verlor mein Pferd ein Eisen und bald darauf

ging es lahm. Fulgenzio, außer sich, sprang herab, besah sich den Fuß zu wiederholten Malen, begann zu jammern und klagend zu bereun, daß er durch mich verleitet worden sei, ins Gebirge zu reiten, wo der Weg so schlecht sei. Aber nach Milis zurückzukehren, ging nicht mehr an, wir mußten vorwärts, denn wir glaubten bereits zwei Drittheile der Tagreise zurückgelegt zu haben.

Bald darauf wurde ich abermals und noch weit mehr beunruhigt. Es kamen uns von der Höhe zwei Ziegenhirten mit einem Maulthiere entgegen, auf dem querüber ein zu Tode verwundeter Gensdarm saß. Er hatte den Kopf mit einem blutgetränkten Tuche verbunden, war todtenbleich, hatte die Augen geschlossen und hielt sich nur aufrecht, indem er sich auf die Schultern der beiden neben ihn hergehenden Burschen stützte. War das der Nizzarde, den ich gestern im Wirthshaus von Milis gesprochen? Die Entstellung seiner Züge hinderte mich, ihn genau zu erkennen, aber ich glaube fast er wars! Welch wunderliche Ahnung hatte dann diesen Menschen kurz vor seinem Ende erfaßt! Fulgenzio hielt und fragte die Ziegenhirten, wo der Gensdarm zu seiner Wunde gekommen und wo sein Pferd geblieben sei, aber die Beiden hatten Eile, der Weg war jäh, sie ließen sich in kein Ge-

spräch ein. Jetzt begriff ich erst, welch ein schreckliches Loos die Diener der Justiz haben, die auf die Bluträcher Jagd machen müssen und auch der Gedanke, daß Räuber in der Nähe sein könnten, lag nicht allzufern. Eine unheimliche Stimmung überkam mich und schweigend, aber nicht allzu sichern Herzens, ritt ich, das lahme Pferd antreibend weiter.

Es war meine Absicht Abo Santo zu erreichen, einen Ort, wo, wie mir die Leute sagten, ein leidliches Nachtquartier zu finden, aber der Abend kam heran, die Sonne eilte rasch ihrem Untergange zu, Abo Santo zeigte sich nirgends. Fulgenzio, der den Weg doch gut zu kennen vorgab und sich ihn in Bonarcod nochmals hatte expliciren lassen, sah sich zu wiederholten Malen um und hielt immer wieder still. Es war ein stilles Eingeständniß, daß er den Weg verloren.

Der Wald war zu Ende.

Wir befanden uns in einer Hochebene, die keine Spur von Cultur mehr zeigte und auf der weit und breit kein Haus, kein Hütte zu sehen war. Der Pfad verlor sich allmählig in Gerölle und Steingeschiebe und hörte endlich ganz auf. Am westlichen Horizont, über dem allmählig versinkenden, glührоth brennenden Sonnenball, lag langes, streifig

zerrissenes Gewölk von schwarzgrüner, unheimlicher Farbe. Der Abend sank immer mehr und über die Wüstenei kam allmählig eine todtenähnliche Stille, die nur der Lärm der Pferdehufe und manchmal das Schwirren eines Insekts unterbrach. Ein Schauer der Einsamkeit, wie ich ihn nie im Leben vorher gespürt, befiel mich plötzlich und immer heftiger.

Wir ritten, da die Sonne längst hinunter war, noch ein paar Stunden, kein Dorf war sichtbar, nicht einmal ein Haus, die Wüste schien endlos. Der Mond, der im ersten Viertel stand, kam aus den Wolken heraus, beleuchtete das Bergland und die öde Steppe, durch die wir ritten. Die Schatten unsrer Gestalten liefen auf dem dürren, steinigen Boden wie zwei Ungethüme neben uns her. Ich dachte: diese Berge hießen bei den Römern insani montes, μαινομενα ὄρη. Hießen sie so, weil man in ihnen irrsinnig wird, oder weil es ein Irrsinn ist, sie zu bereisen? Vermuthlich das Letztere. Wie wenn dich dein störrisches Pferd an irgend eine Felsklippe schleuderte, dieser Cavalcante, den du nicht kennst, von hinten sein Fucile gegen dich abdrückte, oder Räuber dir irgendwo auflauerten, wie dem armen Burschen, den du vor ein paar Stunden vorüberführen gesehn? Dann dachte ich an die

Fieber, um derentwillen Sardinien stets berüchtigt war und daß der Sommer immer als die dem Fremden gefährlichste Jahreszeit angesehen werde. Nicht ohne guten Grund, dachte ich, schickten die Römer ihre Verbannten hieher und dichteten dem Lande die seltsamsten und unheimlichsten Mährchen an. Hier sollten Weiber leben, welche zwei Augäpfel in jeder Augenhöhle haben, hier wuchs in den Felsen die herba sardonica, das Kraut, das den Mund derer, die es genossen, in solcher Art verzerrte, daß sie lachend zu sterben schienen. Sardinien war Roms Cajenne — wie schriebe sonst Martial:

> Nullo fata loco possis excludere; quum mors
> Venerit, in medio Tibure Sardinia est.

Diese unheimlichen Verszeilen gingen mir fortwährend im Kopfe herum, und da sich bei mir zugleich eine entsetzliche Müdigkeit einstellte und ein kalter, durch Mark und Bein schneidender Wind, den Schweiß, den der Ritt mir herausgetrieben, auf Stirn und Rücken plötzlich erkalten ließ, glaubte ich wirklich schon krank zu sein. Umsomehr trieb ich vorwärts, um aus dieser Oede herauszukommen.

Plötzlich hielt Fulgenzio still.

„Es ist nicht zu leugnen, wir sind vom Wege abgekommen, Herr," sagte er. „In diesen Bergen soll sich der Teufel zurecht finden! Die Pferde

kommen nicht mehr fort und kein Haus ist zu sehn. Es bleibt uns nichts übrig, als die Nacht im Freien zuzubringen."

„Im Freien? unmöglich!"

„Wir sind im Despoblado, kein Haus ist auf Meilenweite."

„Ich glaube es gern," erwiderte ich. „Aber hier, wo der Wind so furchtbar bläst, ist's doch unmöglich zu campiren? Dort scheint eine Schlucht hinabzuführen, da giebt es Bäume und Felsen, die einigen Schutz bieten, da wollen wir hin und den Morgen abwarten."

„Es wird nicht gehn — o wie bringe ich die Pferde meinem Herrn zurück?"

„Es wird gehn, der Abhang ist nicht zu steil.

Ich sprang ab und führte mein Pferd. Fulgenzio folgte unwillig.

„Was rauscht da?" fragte ich, als wir in der Mitte des Abhangs waren.

„Ein Wasser!"

„Wird es seicht genug sein, daß wir durchkommen?"

„Die Madonna weiß es! Ich hoffe. Wäre ich doch nicht in die Berge gegangen! Da gibt es an jedem Kreuzweg Geister, die Einen irreführen."

„Es wäre wohl eher an mir, Euch Vorwürfe zu machen, der mich einen Weg führt, den er selbst nicht kennt.“

Wir gingen vorwärts. Dorngestrüpp und rollende Steine machten das Gehen äußerst beschwerlich. Endlich kamen wir an das Wasser, aus dem große Steinblöcke hervorragten. Vorsichtig von einem zum andern schreitend, gelangten wir hinüber; dort, am andern Ufer, schien uns in einer Gruppe von Oelbäumen ein etwas leidlicheres Nachtquartier zu winken. Es war, soviel ich auf meiner Uhr erkannte, elf Uhr geworden.

Plötzlich hörten wir von der Bergwand über uns Stimmen und herankommende Schritte.

„Was ist das?“ fragte ich den Cavalcante.

„Weiß nicht!“ sagte Fulgenzio und wollte sich seitwärts in das Dickicht der Oelbäume schlagen.

„Bleibt stehn!“ rief ich und suchte die Pferde zu beruhigen, die ihre Ohren spitzten.

Die Schritte der Männer kamen immer näher. Endlich wurden wir sie gewahr. Es war eine Schaar von acht bis zehn Leuten, deren Gewehre und Piken im Mondscheine blitzten; der erste trug ein Mutterschaaf auf der Schulter, die Uebrigen trugen ähnliche Beute.

„Was ist das?“ fragte ich, bei Seite tretend, Fulgenzio leise.

„Es sind Hirten, die ihre Feinde überfallen haben und mit der Beute davon eilen,“ flüsterte der Cavalcante. „Holla, gute Nacht und guten Raubzug, Leute!

Der Hirte, der den übrigen voranging, blieb stehn und sagte: „Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?“

„Hier ist ein Herr, der durchs Land reist und nach Macomer will,“ sprach Fulgenzio. „Ich begleite ihn.“

„Seid Ihr keinem Sbirren begegnet?“ fragte eine Stimme aus der Schaar.

„Einem wohl, heute Nachmittag, aber der war in die Stirn getroffen und hatte genug.“

„Die ganze Schaar zog vorüber. Fulgenzio fragte noch: „Ist keine Wohnung in der Nähe?“

„Geht das Flußbett hinab, nicht fünfhundert Schritte fern trefft Ihr das Haus des Gregotti, hart am Wasser.“

Die Hirten verschwanden in den Felsen und im Gestrüpp des Ufers. Wir blieben noch eine Weile stehn und horchten, wie die Steinblöcke unter ihren Tritten ins Wasser schlugen. Dann ward alles still und ich sagte zu Fulgenzio:

„Welch ein günstiger Zufall! Ein Nachtlager ist gefunden. Laßt uns das Haus am Wasser aufsuchen."

Fulgenzio entgegnete nichts, aber er begann die Pferde langsam und vorsichtig hinabzuführen.

Der Zufall hatte sichs vorbehalten, mir eine Episode aus dem Leben der sardinischen Hirten vor die Augen zu führen. Diese, fast alle Nomaden, wandern mit ihren Heerden und ihren Familien von einem Weideplatze zum andern und liegen fortwährend unter einander in Krieg.

Eine kleine Stunde später standen wir vor einem Hause, wenn man es so nennen konnte, einer elenden Wohnung, aus rohen unbehauenen Steinen errichtet. Wir mußten lange pochen, bis sich ein Fenster aufthat. Fulgenzio machte den Parlamentär. Endlich hörten wir Fußtritte die Treppe herabkommen, der Riegel öffnete sich, ein finster aussehender Mann hieß uns eintreten.

Er konnte uns als Nachtquartier nichts anders anweisen, als ein enges, niederes, dunstiges Zimmer im Erdgeschosse. Ich griff nach einem Krug Wasser, trank, dann rollte ich meinen Rock zusammen, legte ihn als Kissen auf die Bank, streckte mich aus, breitete meinen Shawl über die Füße und in weniger als fünf Minuten lag ich in tiefem Schlaf.

# Siebzehntes Kapitel.

Sassari und das Thal von Nosello. — Im Kloster des San Francisco. — Erzählungen des Mönchs. — Die Mutter der Zwillinge. — Gastfreundlichkeit in der Zelle. —

Am folgenden Tage verabschiedete ich meinen Cavalcante und nahm den Gregotti, den Wirth des Hauses, in welchem ich übernachtet, als Führer nach Macomer mit. Es gab einen angestrengten Marsch durch ein wildes, ödes, furchtbares Gebirge, die Marguine genannt, aber die Hoffnung belebte mich, daß ich Abends wieder auf der Chaussee und an einem Ort sein würde, den der Eilwagen nach Sassari passirt. Endlich war die Höhe erstiegen und in der leidlich guten Osteria von Macomer konnte ich ein Stündchen ausruhn.

Als der Abend dunkelte, kam der Eilwagen vorbei. Der Condukteur gab mir einen Platz an seiner Seite, und bald ging es in die Nacht hinaus, thalabwärts, denn Macomer ist der höchste Höhepunkt, den die Straße zu erklimmen hat.

Wir fuhren ungefährdet durch ein Land, das noch vor Jahren durch seine Räuber berüchtigt war, und mit Tagesanbruch war ich in Sassari.

Sassari, von Alters her die Rivalin von Cagliari, ein Ort von etwa dreiundzwanzigtausend Einwohnern, besteht eigentlich nur aus einer einzigen Straße, die „Piazza" genannt, welche die Stadt beinahe von einem Ende zum andern durchläuft. Zwei Reihen traurig häßlicher, schmutziger, theilweise verfallener Häuser säumen diesen Corso ein. Der größte, beinahe der einzige Pallast zu Sassari ist das Haus des Marchese von Vallombrosa, der wie aus der Strada Balbi Genua's hierher versetzt, aussieht.

Ziemlich pittoresk erhebt sich das Castell mit seinem Campanile aus rothen Ziegelsteinen erbaut. Daneben sieht man den Thurm der Inquisition, eine Erinnerung an ein schönes kirchliches Institut, das mit der spanischen Herrschaft herüber kam.

Sassari war zuerst eine Republik unter dem Schutze Genua's. Die Constitution dieser Republik, vom Jahre 1316 datirt, wird noch im Archiv gezeigt. Ein genuesischer Podesta sprach Recht, denn damals waren viele Städte Italiens der Ansicht, daß fremde Beamte gerechter als die einheimischen seien. Nach der Eroberung Sassari's

durch die Spanier fanden mehrere Aufstände statt. Endlich wurden die Eingeborenen erbarmungslos aus ihrer eigenen Stadt verbannt und durch eine Bevölkerung von Cataloniern und Aragonesen ersetzt. So tobt im Süden das heiße Blut der Menschen, daß alle Pracht und Schönheit der Natur ringsum gleichsam wie ein vergebliches Geschenk erscheint. Und Sassari's Lage ist wirklich schön. Zwölf Miglien vom Meere und ebensoviel Miglien von Porto Torres entfernt, lehnt es an den sanften Abgang eines Hügels und ist von Weinbergen umringt. Ringsherum sind Lusthäuser auf den Höhen, in welchen die reicheren Leute die heiße Zeit vom Mai bis zur Weinlese, die um Michaelis fällt, zubringen. Allenthalben gedeiht die Feige, der Granatbaum, der Lorbeer; die Cypresse steht ernst und feierlich da, eine Gattung niedriger Palmen, Palmizza genannt, zeigt hier und dort ihre zierlichbuschige Krone. Alleen laufen in verschiedenen Richtungen aus und stoßen fast alle auf Gärten. Obgleich von jedem Fluß entfernt, hat Sassari doch Ueberfluß an frischem und süßem Wasser; man behauptet, es gäbe ringsum über vierhundert Brunnen, deren größter, die Fontana del Rosello genannt, eine Merkwürdigkeit der Stadt ist.

Die Fontana del Roſello, an dem Fuße eines Hügels angelegt und von Bäumen umgeben, iſt über fünfzig Fuß hoch, und von unten bis oben mit weißem Marmor bekleidet. Auf den zwei breiten Seiten des Paralellopipedes, in deſſen Form ſie gebaut, ſpringen drei, auf den ſchmälern zwei Waſſergüſſe hervor, auf den vier Ecken ſtehen lebensgroße Statuen von Marmor, die vier Jahreszeiten vorſtellend. Auf dem erſten Paralellepipedum befindet ſich ein kleineres, auf welchem fünf Thürmchen, abermals mit Wappen und Figuren geziert, ſtehn, den Gipfel bilden zwei Bogen von carrariſchem Marmor, die einander durchkreuzen und die auf dem Berührungspunke die Reiterſtatue des Schutzheiligen Saſſaris, des heiligen Gavino, tragen. Man kann dies Bauwerk in Anbetracht ſeines architektoniſchen Styls bedenklich finden, intereſſant und prächtig iſt es durch ſeine Verſchwendung von Marmor immerhin und die Flut von Waſſer, die aus dem geöffneten Mund dieſer Flußgötter und Flußgöttinnen niederrauſcht, iſt in dieſem Klima und unter dieſem Himmel doppelt erfreulich. Von früh bis ſpät iſt die Fontaine von Waſſerträgern belagert, die ihre Fäſſer unterſtellen und damit ihre Eſel belaſten. Nach-

mittags ist das Thal von Rosello eine besuchte Promenade.

Am andern Morgen besuchte ich das Kloster der Claustrali di San Francisco. Von der freien Gallerie desselben hat man eine herrliche Aussicht auf die Campagna und das Meer in der Ferne, unten liegt ein Garten voll blühender Orangenbäume. Ich stand noch, das Bild betrachtend, zwischen den Säulen der Gallerie, als ein Mönch an mich herantrat und mich freundlich begrüßte. Es war der Klosterbruder, mit welchem ich die Tour im Eilwagen von Cagliari bis Oristano gemacht hatte. „Wo haben Sie", fragte er, „sich inzwischen herumgetrieben?"

„Ich erzählte ihm von meiner Reise über das Gebirg von Milis bis Macomer.

„Sie sind sehr unvorsichtig gewesen," sagte der Mönch, als ich mit meiner kurzen Beschreibung zu Ende war. „Einem Fremden vollends kann in diesen Einöden das Aergste begegnen. Wie haben Sie das Land im Allgemeinen gefunden?"

„Theilweise sehr schön, aber sehr öde und schrecklich verwahrlost, man glaubt kaum mehr in Europa zu sein. Sardinien ist so groß, hat über vierhundert Quadratmeilen, könnte gewiß zwei Millionen Einwohner nähren, wie es denn auch im

Mittelalter bereits weit über eine Million genährt und giebt kaum sechsmalhunderttausend Menschen Nahrung und Obdach."

„Die Vendetta, die ewigen Kämpfe der Hirten untereinander, entvölkern das Land", erwiderte der Mönch. „Wo sollte auch Wohlstand und Civilisation herkommen? Der größte Theil der Insel gehört Adeligen, die nie hierhergekommen und ihre Einkünfte, die ein Verwalter unbarmherzig eintreibt, in Genua oder Barcellona verzehren. Wir sind das Irland von Piemont." Ich war indessen an der Seite des Mönchs die Treppe hinabgegangen; aus der Klosterküche, an der wir vorüberkamen, trat eine Anzahl alter, preßhafter Leute heraus, die dort gespeist worden waren.

„Sehn Sie sich die alte Frau dort an", sagte der Mönch. „Das ist eine der Merkwürdigkeiten unserer Stadt."

„Wie so?"

„Sie hat vor ungefähr dreißig Jahren zwei weibliche Zwillinge geboren, die bis zum Gürtel herab zwei, und vom Gürtel abwärts Eins waren. Die Kinder lebten und erhielten in der heiligen Taufe die Namen Christina und Margaritha. Das eine Kind war gesund und kräftig, das andere bleich und schwächlich. Die Bewegungen bei-

der waren von einander unabhängig, sie hatten zwei Herzen, die zu gleicher Zeit schlugen und sie schliefen auch immer zu gleicher Zeit. Es schien nicht unmöglich, daß sie heranwachsen und selbst Mütter werden könnten, aber Beide konnten mitsammen nur ein Kind gebären, dasselbe Kind hätte zwei Müttern angehört. Die Eltern, habsüchtige Leute, glaubten mit ihrem Zwillingsgeschöpf viel Geld verdienen zu können und gingen damit nach Paris. Dort erkrankte jenes der Kinder, das bisher immer das schwächlichere gewesen war und starb in einem Alter von acht Monaten. Das andere lebte noch einige Tage lang fort, als das Schwesterchen schon eine Leiche war. Damit war die Nahrungsquelle der Eltern versiegt, sie kehrten nach Sassari zurück und sind jetzt noch ärmer, als sie vordem gewesen."

Wir waren inzwischen in den Garten gekommen. „Hier," sagte der Mönch, „hat jeder Bruder seinen Orangenbaum, der ihm angehört und den er warten muß. Und bei dieser Gelegenheit kann ich Ihnen eine poetische Geschichte erzählen. Einer unserer Ordensbrüder, der einigermaßen ein Freigeist war, wurde von seinem Obern aus Sassari fortgeschickt und in ein Kloster im südlichen Theil der Insel verbannt. Nun aber hing der Mensch mit

unglaublicher Liebe an uns Allen, am Kloster, in welchem er Jahrelang gelebt, an seiner Zelle, seinem Garten und seinem Orangenbaume. Er that Alles, um die Erlaubniß zu erhalten, zurückkehren zu dürfen, der Prior weigerte sich. Endlich starb der Prior, und der Bruder — er hieß Andrea — durfte wieder in's Kloster der Claustrali di San Francisco ziehn. Wie alt war er geworden, wie verändert, als er bei uns eintrat! Doch er hatte kaum unsern Gruß erwidert, als er schon in den Garten eilt, um seinen geliebte Baum zu sehn. Er setzte sich in dessen Schatten und wir ließen ihn allein. Es ward Abend, Andrea kam nicht wieder, man geht ihn zurückzuholen — er war todt. Er hatte die Freude nicht überlebt, war ruhig eingeschlafen, um nicht mehr zu erwachen."

Mit solchen Erzählungen unterhielt mich der gute Bruder, zuletzt lud er mich ein, auf seine Zelle zu kommen und dort mit ihm ein kleines Frühstück einzunehmen. Das Anerbieten war so freundlich gestellt, daß ich es nicht ausschlagen konnte. Der Mönch breitete ein weißes Tuch auf einem kleinen Tische aus, und brachte aus seinem Schranke Weißbrod und Honig und eine Flasche Wein hervor. Hungrig und durstig, wie ich war, that ich dem frugalen Mahl alle Ehre an. Amarior

melle Sardo war einſt ein römiſches Sprüchwort, das Horaz citirt; mir aber hat ſelten noch etwas ſo gut geſchmeckt, wie der goldene Honig und das weiße Brot in der Klauſe des San Franziscus zu Saſſari.

# Achtzehntes Kapitel.

Alghero. — Ein vergessener Poet. — Fahrt zur Grotte des Neptun. — Sonnenaufgang. — Unterirdische Wunder.

Nun blieb mir von Sardinien nur noch Eines und zwar, wie ich hörte, das Wichtigste zu sehen übrig: die Grotte von Alghero. Dies ist eine Tropfsteinhöhle von ganz außerordentlicher Ausdehnung und seltenster Pracht, die von der Seeseite her einen Zugang hat. Der Besuch derselben ist nur in den Sommermonaten Juni, Juli, August möglich und auch da nicht immer. Ich hörte, daß in der letzten Zeit mehrere Familien von Sassari dort gewesen wären, und da stand meine Absicht fest, mein Glück zu versuchen.

Ein milder Abend war's, als ich, von Sassari kommend, die lange Linie des Vorgebirgs am Horizonte leuchten sah, und die alterthümliche Stadt sich endlich zeigte.

Alghero ist eine gut gebaute und herrlich gelegene Stadt mit einem befestigten Hafen, welche

von Catalanen gegründet ward, ihre Blüthezeit im Mittelalter hatte, jetzt aber, besonders seitdem Porto Torres sich durch seine Handelsbeziehungen zu Genua hebt, wesentlich herabgeht. Der Handel des Ortes erstreckt sich selbstverständlich blos auf Naturprodukte: Käse, Wein, Häute, Wolle, Korallen. Die Weine von Alghero sollen die besten der Insel sein.

In dieser alten catalonischen Stadt, die heute noch catalonisch spricht, fehlt es nicht an historischen Erinnerungen. Hierher kam Carl V. nach seiner zweiten africanischen Expedition, die so unglücklich wie die erste glücklich ausfiel. Man zeigt noch den schönen Palazzo Albis oder Maromolda, in welchem er wohnte und das Fenster, von dem er der Ausschiffung seiner Flotte zugesehn. Aus einer Bizarrerie des Respekts wurde es zugemauert, damit fortan kein Anderer mehr da hinausblicke.

Auch einen, einst vermuthlich berühmten, jetzt völlig vergessenen, Poeten hat Alghero geboren, den Antonio de La Frasso. Im sechsten Capitel des Don Quichote, wo der Pfarrer und der Barbier ihren Gerichtstag über die Bibliothek des Edlen von la Mancha halten, stoßen sie auf die „zehn Bücher vom Glück der Liebe," verfaßt von Antonio de la Frasso und der Pfarrer sagt: „Bei meinem heili-

gen Amt, seit Apollo Apollo gewesen, die Musen Musen und Poeten Poeten, ist kein so anmuthiges und tolles Buch geschrieben worden, es ist das trefflichste, ja das einzige unter allen, die in dieser Haltung jemals an das Licht der Welt getreten sind, und wer es noch nicht gelesen hat, kann überzeugt sein, daß er noch nichts vollkommen Schönes gelesen hat. Gebt es gleich her, Gevatter, dieser Fund ist mir mehr werth, als wenn mir Einer ein Priesterkleid von florentinischem Tuche geschenkt hätte."

Dieses Urtheil des Cervantes stammt aus einer Zeit, wo Alghero, dieser jetzt so öde Ort noch in enger und reger Verbindung zu dem mächtigen Spanien stand und eine blühende, gesittete, reiche Colonie war. Alghero hieß damals im Munde der Katalonier allgemein Barcellonetta und erfreute sich in Spanien ganz eigenthümlicher Ehren. Stets befand sich ein Bürger von Alghero im Stadtrath von Barcellona, während andererseits ein Bürger von Barcellona seinen Stuhl im Rath von Alghero hatte. Kein Wunder also, daß der Schöngeist La Frasso auch in Spanien gelesen wurde.

Der Nachmittag war lieblich milde, ich ging eine weite Strecke die Meeresküste entlang. Die

Wogen brachen sich mit regelmäßigem Donnerfall, sonst war nahe und fern in der Einsamkeit der Dünen kein Ton zu vernehmen. Endlich kam ich an das alte Gemäuer eines Wachtthurmes, der von einer Klippe ins weite Meer hinausschaut. Der wilde Feigenbaum hatte ihn mit seinen rankenden Aesten umklammert, eine Unzahl wilder Tauben horsteten oben in den Zinnen. Ich warf mich müde in seinen Schatten nieder und blieb lange dort. Thürme wie dieser laufen rund um die Insel und sind Denkmäler einer wilden, stets in Gefahr lebenden Zeit. Sie wurden von den spanischen Vicekönigen errichtet und mit Feldstücken versehen, um die Küste gegen die Korsaren, die aus der Berberei herüberzukommen pflegten, zu schützen. Diese Thürme sind rund, mit sehr dicken Mauern, haben aber im Erdgeschoß keine Thüre. Die Wächter, die sonst dort Wache hielten und in der Nacht das Feuer anzündeten, stiegen auf einer Leiter hinauf und zogen diese hinter sich nach. Mittelst der Signale von Feuer oder Rauch, die sie machten, konnten Nachrichten schnell um einen großen Theil der Insel laufen.

An der Klippe unter mir kam eine kleine Feluke angefahren und warf ihre Netze aus. Es waren Korallenfischer. Alghero hatte in alter Zeit

die Reputation, die vorzüglichsten Korallen im Mittelmeer zu liefern und hätte sie noch immer, wenn die von der Nordküste Afrika's nicht jetzt beliebter wären.

Die Art, wie hier die Korallenfischerei betrieben wird, ist die primitivste, die es geben kann. An ein Kreuz aus Latten, das in der Mitte mit einem großen Kieselstein beschwert und in seiner ganzen Länge und Breite lose mit Hanf umwickelt ist, sind vier Netze beutelartig befestigt. Die ganze Vorrichtung ist an zwei Seilen aufgehangen, von denen man eins an den Vordertheil, das andere an den Hintertheil des Bootes knüpft; nun wird das Ganze ins Meer hinabgelassen. Hier treibt die Gewalt des Wassers die Maschine gegen die Felsvorsprünge, auf welchen die Korallenbäume wachsen, die Aeste fangen sich im Hanf, brechen ab und fallen, zum Theil mindestens, in die Beutel, die nun heraufgezogen werden.

Auch dies so einfache Geschäft wird nicht von Sarden betrieben. Genueser, Spanier und Toskaner kommen alljährlich in mindestens tausend kleinen Schiffen herüber, zahlen ein Ankergeld und eine Abgabe von fünf Prozent vom Werth des Fanges; die Sarden sehen zu. Diese Fischerei dauert von Ende April bis Ende September an jedem Tage,

wenn kein Maestro weht. Hat ein Fischer in einer Saison fünfzig Pfund Korallen erster Qualität bekommen, so ist er zufrieden und nennt es ein gutes Jahr. — Die Korallen verkauft man nach dem Gewicht, die Unze zu drei bis vier Franken. Sie haben nur eine Zeit, in der sie schön sind; sie verderben durch das Alter, werden blaß oder fleckig und fallen endlich vom Stamm. Terragliokorallen, d. h. auf der Erde gesammelte, werden für nichts angesehen.

Gleich nach meiner Ankunft erkundigte ich mich im Café, wie es um den Besuch der Höhle stehe. Ich erfuhr, daß sie zwei Miglien entfernt, am äußersten Ende des Cap Caccia, nahe an der Insel Foradada liege, und daß die Strömung und die Gewalt der anschlagenden Wellen sie sehr schwer zugänglich mache. Mehrere Gesellschaften hätten unlängst, nach fruchtlosen Versuchen sie zu betreten, umkehren müssen, wiewohl dies eben die beste Zeit sei. Alles, was man mir von den Hindernissen des Zugangs sagte, war höchst entmuthigend. Ich kam in's Hotel mit der Ueberzeugung an, daß mein Ausflug nach Alghero in dieser Beziehung ein vergeblicher gewesen sei.

Am andern Morgen hörte ich Tröstlicheres. Man sagte mir, eben jetzt sei das Meer ganz be-

sonders ruhig; wenn nie, müsse der Besuch jetzt gelingen. Es galt nun, auch eine Gesellschaft, die mit mir die Kosten des Schiffes und der Beleuchtung theilen wollte, zu finden. In der That lernte ich später im Café eine spanische Familie kennen, wir verabredeten alles und gaben uns ein Rendezvous für die heutige Nacht.

Mitternacht war eben vorüber, als wir, vier Männer und zwei Damen, aus dem Cafeehaus von Alghero traten und in das Seegelboot stiegen, das uns an das Cap Caccia bringen sollte. Das Meer war sehr bewegt, aber mit silberner Klarheit blickten die Sterne herab. Der jüngste der drei Spanier hatte eine Guitarre mitgenommen und sang Lieder von sterngleichen Augen und kalten tyrannischen Herzen.

Die Bewegung des Schiffes weckte mich bald wieder, nachdem ich eingeschlafen war. Der Tag erwachte. Ich sah die eintönige, bleigraue Dämmerung immer lichter und durchsichtiger werden, dann den zuerst gelben, dann orangefarbigen Streif im Osten sich immer feuriger ausbreiten, bis der brennende Sonnenball endlich, wie mit einem Sprunge hervortauchte und Wasser und Küste in voller Pracht zeigte. Eine Zeitlang rollten die Wogen, wie von purem Golde, der Wind erwachte,

das Meer sang sein großes Morgenlied, Seemöven halb schwarz, halb weiß, kamen mit lautem Geschrei vorüber, das Gemüth fühlte sich aller kleinen Beziehungen ledig, unendlich erhoben, selig. Ich werde den Moment nie vergessen.

Es mochte acht Uhr sein, als wir die Spitze des Vorgebirges erreicht hatten. Unser Steuermann, ein alter Schiffer, der die Tour schon oft gemacht, gab gute Hoffnung. Dies belebte uns noch höher. Wir lenkten einer Felswand zu und befanden uns bald vor der Mündung der Höhle.

Diese ist eine Kluft im Felsen, mindestens fünfzehn Klafter hoch und zwanzig Klafter breit. Man tritt durch sie in eine Vorhalle von wunderbarer Pracht. Weiße Stalaktiten, die von der Decke herabhängen, erglänzen im Dämmerlicht mit einem wundervoll grünlich-azurnen Scheine. In diesem Vorgemach liegen ungeheure Säulen zerstückelt auf dem Boden. Die Einen hat ein habsüchtiger Beamter von Alghero abzulösen versucht, um damit seine Villa bei Nizza zu schmücken, die anderen melden von der fast unglaublichen Barbarei eines englischen Seecapitäns. Dieser hat aus Aerger, daß er nicht in die Höhle dringen konnte, mehrere Geschützladungen gegen die schönsten Säulen der Vorhalle abfeuern lassen und noch viel ärger als

sein Landsmann Elgin sich an einem Tempel, den die Natur gebaut, versündigt. Eine der riesigen Stalaktiten ist, wunderbar genug, diesem vandalischem Zerstörungswerk entgangen; sie erhebt sich einzeln, schneeweiß in der Mitte der mächtigen Halle und es ist, als ob sie diese trage. Das klare Wasser, das ewig an ihr herabtröpfelt, schmilzt und benagt ihr Piedestal und bildet hiedurch gleichsam eine ungeheure alabasterhelle Schaale, in welcher die Seemöven, die ringsum in den Nischen nisten, ein Bad zu nehmen kommen.

Diese Schale ist immer voll von einem klaren, eiskalten, süßen Wasser. Der Thau, der so an der Säule herabsickert, füllt in der Stunde ein kleines Trinkglas.

Wir warteten, im Kreise auf den umgestürzten Säulen sitzend, wohl eine Stunde und labten uns an der kalten Küche und dem trefflichen Wein von Alghero, den wir mitgebracht. Indessen waren unsere Schiffsleute in die Grotte gedrungen, um sie zu beleuchten. Die Vorbereitungen sind nicht gering. Mit Lebensgefahr müssen die Leute zwischen den Felsen hinanklettern, um ihre Talgkerzen anzustecken. Welch ein Theater beleuchtet dann aber dies Bischen Talg!

Laut rufend kamen unsere Leute zurück. Sie

zogen unseren Kahn über den Sand und Kies des Vorsaals hinüber. Nun besteigt man das Fahrzeug wieder und fährt über einen kleinen Salzwassersee von geringer Tiefe an den Eingang der wirklichen Grotte.

Die dunkle Passage, die Stille, die Kühle, der Takt der Ruderschläge im nachtdunklen Wasser, versetzen das Gemüth in das Reich des Allerwunderbarsten, was man auf Erden erleben kann; kein Traum ist so fremdartig. Es ist Einem ernst und feierlich, wie bei einem Abschied aus der Welt zu Muthe, man macht lebendigen Leibes Dante's Fahrt in die Unterwelt mit und gelangt endlich in eine Halle, alt wie die Erde selbst, schön und außerordentlich, als habe sie der Gott der Tiefe für seine Proserpina erbaut. Das Auge sieht ganze Enfiladen von Säulen, dazwischen leichte, beinahe durchscheinende Drapperieen, tausend Gebilde aus Stein, eine fremde, phantastische Sculpturwelt der Natur, die man sich als Statuen und Gruppen von Statuen deuten kann. Eine Säule von den ungeheuersten Dimensionen, die fast in der Mitte steht, beherrscht alles Uebrige. Sie ist vermuthlich die älteste Säule der Welt, älter als alle in den Tempeln Indiens oder Oberägyptens; denn wie langsam wächst ein Gebild aus Wassertropfen!

Wie weit die Höhle von Alghero geht, wie groß ihre Ausdehnung, weiß Niemand, denn sie hat nach allen Seiten hin auslaufende Arme, dunkel wie die Schlünde des Erebus, die niemand erforscht hat.

Man befindet sich in einer Feenwelt, und auch diese hat ihre Gradationen, ihre Stufenfolge. Der Kahn führt allmählig in eine Abtheilung, la Rotonda genannt, die selbst das vorher Geschaute überbietet. Die Wände und Decke sind hier wie mit Milliarden von Diamanten bestreut.

Allmählig schmolzen die Kerzen herab, die dieses unterirdische Theater beleuchtet hatten und wir mußten beim Schein der Fackeln unsern Rückweg antreten.

Ich war hochbeglückt, ein Schauspiel gesehn zu haben, das Wenigen zu schauen vergönnt war und doch zu dem Schönsten gehört, was in Europa zu sehn ist. Nun, am Ziel meiner Reise stehend, bedauerte ich die Fahrt nach der Insel nicht. Die Tage von Milis und von Alghero waren ein Lohn für Alles.

Am Abend desselben Tages kehrte ich nach Sassari zurück und nahm mein Gepäck in Empfang, das ich in Oristano auf die Post gegeben hatte. Mit Einbruch der Nacht verließ ich Sardinien und war nach einer kurzen Seefahrt in San Bonifacio, somit auf Corsica.

---

# Inhaltsverzeichniß.

## Erstes Kapitel.

Seite

Ankunft in Graubündten. — Werth eines Philisters. — Geßlersagen. — Ein Alpenübergang bei Thauwetter. — Ankunft in Bellinzona . . . . . 1—19

## Zweites Kapitel.

Im Castell von Bellinzona. — Sträflinge. — Magadio. — Ein Maschinist. — Fahrt über den See . . . . . 20—30

## Drittes Kapitel.

Intra am Lago Maggiore. — Traum- und Wanderleben. — Ein italienisches Provinztheater. — Von musikalischen Leiden und Freuden . . . . . 31—46

## Viertes Kapitel.

Wozu die Nasenlöcher eines Heiligen zu brauchen sind. — Politische Kanonengießereien. — Kriegsvorzeichen. — Absolute Kanonen und constitutionelle Raketen . . . . . 47—53

## Fünftes Kapitel.

Handelt von der Tänzerin Maria Carimali, ihrem Banner, den Irrfahrten italienischer Sänger und einer Rettung durch einen Turiner Kaufmann . . . . . 54—67

## Sechstes Kapitel.

Varallo in Val di Sesia. — Sacchi der Schmuggler und Führer. — Der Virtuose und seine Mutter. — Banio di Ponte Grande . . . . . 68—80

## Siebentes Kapitel.

Banio di Ponte-grande. — Die Val Anzasca. — Arme Landsleute. — Der Monte Rosa. — Ein Liebesroman . . . . 81—98

## Achtes Kapitel.

Abschied vom Lago Maggiore, dem Wirth und dem Cameriere. — Ueber Schlachtfelder. — Alessandria. — Ankunft in Genua. 99—107

## Neuntes Kapitel.

Seite

Ein excentrischer Abbé. — Sonnenglut. — Um die Festungsmauern. — Unter Klosterbrüdern. — Der junge Mönch . . 108—122

## Zehntes Kapitel.

Ein Gang durch die Stadt. — Im Hafen. — Vor der Börse. — Vor den Bilderladen. — Aquafola. — Verschiedene Nachtmusiken . . . . . 123—132

## Elftes Kapitel.

Ersparungspläne. — Das Café Constanza. — Das Zimmer in der Luna. — Der nächtliche Nachbar. — Vor der Polizei. — Wer der Nachbar gewesen. — Wohlfeil ist theuer . . . . 133—148

## Zwölftes Kapitel.

Auf der Insel Sardinien. — Cagliari. — Mein Cicerone. — Römische Ruinen. — Grabesbewohner. — Im Museum von Cagliari . . . . . 149—160

## Dreizehntes Kapitel.

Deutsche Erinnerungen in Cagliari. — Auf dem Molo und in der Ufervorstadt. — Eine Straßenscene . . . . . 161—167

## Vierzehntes Kapitel.

Reise im Eilwagen. — Die Bäder von Sardara. — Uras. — Hirtenkönigsgräber . . . . . 168—174

## Fünfzehntes Kapitel.

Oristano. — Einsamkeit am Golf. — Die Padrona und Fulgenzio der Cavalcante. — Milis im Orangenwalde. — Der Gensdarm . . . . . 175—185

## Sechszehntes Kapitel.

Hirten und Landsleute. — Wilde Sitten. — Bergan. — Der Gensdarm. — In der Einöde. — Ein nächtlicher Raubzug 186—198

## Siebzehntes Kapitel.

Saffari und das Thal von Rosello. — Im Kloster des San Francisco. — Erzählungen des Mönchs. — Die Mutter der Zwillinge. — Gastfreundlichkeit in der Zelle . . . . . 199—207

## Achtzehntes Kapitel.

Alghero. — Ein vergessener Poet. — Fahrt zur Grotte des Neptun. — Sonnenaufgang. — Unterirdische Wunder . . 208—218

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE JAN 22 191